Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Februar und März 1890.

(8. Band; 5. und 6. Heft.)

Inhalt.

Wien.

Verlag der Oesterreichisch-Ungarischen Revue.

I. Judenplatz 5.

Oesterreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für Geschichte und Heerwesen, Staatsrecht und Justizwesen, Cultus und Unterricht, Staats- und Volkswirthschaft, Länder- und Völkerkunde, Wissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **„Oesterreichisch-Ungarische Revue"** bildet die Neue Folge der **„Oesterreichischen Revue"** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Oesterreich-Ungarns, sowie über die neue Epoche seiner Entwickelung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluß zu geben. Der Charakter des Unternehmens ist durch den nachstehend veröffentlichten Inhalt der erschienenen Bände der neuen Folge gekennzeichnet. Probehefte und Inhaltsverzeichniß der **„Oesterreichischen Revue"** sind durch den Verlag der **„Oesterreichisch-Ungarischen Revue"** zu beziehen. Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie die k. k. österr. und ungar. Postanstalten entgegen.

Die „Oesterreichisch-Ungarische Revue" erscheint in Monatsheften von durchschnittlich vier Bogen Groß-Octav. Der Pränumerationpreis inclusive Postversendung beträgt für Oesterreich-Ungarn ganzjährig 9 fl. 60 kr., halbjährig 4 fl. 80 kr., vierteljährig 2 fl. 40 kr. Für die Länder des Weltpostvereines ganzjährig Mark 16.— = 20 Francs; halbjährig Mark 8.— = 10 Francs; vierteljährig Mark 4.— = 5 Francs. Für das übrige Ausland: ganzjährig Francs 25 = 20 Schilling; halbjährig Francs 13.— = 10 Schilling 4 Pence. Das einzelne Heft kostet für Oesterreich-Ungarn fl. 1.—; für das Ausland Mark 2.— = 2.50 Francs. Je sechs Hefte bilden einen Band: elegante Einbanddecken (Halbfranzband mit reichem Goldrücken und Leinwandüberzug) sind für die erschienenen fünf Bände das Stück zu 75 kr. durch den Verlag der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" zu beziehen.

Aus dem Inhalt der Neuen Folge der „Oesterreichisch-Ungarischen Revue" seien folgende Aufsätze erwähnt:

Geschichte.

Hans Schlitter: Die Stellung der nordamerikanischen Regierung zu den Ereignissen des Jahres 1848 in Oesterreich-Ungarn. Bd. I, Heft I, S. 5.
Edmund Schebeck: Die Schweden und die Kapuziner im dreißigjährigen Kriege. Bd. I, Heft III, S. 26.
Paul von Radics: Die Auersperge in Krain. Bd. I, Heft IV, S. 5.
Gustav Amon von Treuenfest: Der Feldzug in Neapel und die Erstürmung der Festung Gaëta durch die Oesterreicher im Jahre 1707. Bd. I, Heft V, S. 5.
Joseph von Lehnert: Wilhelm von Tegetthoff. Bd. I, Heft VI, S. 5, Bd. II, Heft VII, S. 5 und Heft VIII, S. 5.
Franz Martin Mayer: Die Gründung der Grazer Universität. Bd. II, Heft VIII, S. 32.
Gustav Amon von Treuenfest: Kaiser Joseph II. letzte Tage. Bd. II, Heft I, S. 5.
Joseph Alexander Freiherr von Helfert: Graf Franz Stadion. Nach Briefen von Franz Freiherrn von Pillersdorf aus den Jahren 1846 bis 1848. Bd. II, Heft II, S. 1; Heft III, S. 16 und Bd. III, S. 19.
Hermann Hallwich: Gabriel von Pechmann. Ein Beitrag zur Geschichte Wallenstein's. Bd. II, Heft II, S. 14.
Adolf Beer: Erzherzog Karl als Finanzpolitiker. Bd. II, Heft III, S. 1, und Bd. III, S. 1.
Wendelin Böcheim: Vergangene Tage in Oesterreich. Bd. III, S. 129 und 206.
Paul von Radics: Die Geschichte von Abbazia. Bd. III, S. 223.
Gustav Steinbach: Franz Déak. Bd. III, S. 257; Bd. IV, S. 6 und 129.
Gustav Amon von Treuenfest: Leopold I., Herzog von Lothringen. Bd. IV, S. 193.
Max Büdinger: Zu den Verwaltungsgrundsätzen des Kaisers Franz. Bd. IV, S. 257.
Joseph von Lehnert: Der Sturz der Republik Venedig und die erste Occupation der venetianischen Provinzen durch Oesterreich. Bd. V, S. 1.
Georg Deutsch: Joseph von Sonnenfels und seine Schüler. Bd. V, S. 65.
Eugen Guglia: Die ersten Emigranten in Wien 1789 bis 1795. Bd. V, S. 177.
Gustav Steinbach: Zur Geschichte des Octoberdiploms. Actenstücke zur österr. Verfassungsgeschichte. Bd. V, S. 289.
Eugen Gelcich: Die letzten Tage der Republik Ragusa und ihre Einverleibung in Oesterreich. Bd. V, S. 311.
Eugen Guglia: Reisende in Böhmen im Zeitalter Joseph II. und Franz II. Bd. V, S. 338.
Paul von Radics: Habsburg-Denkmale in Oesterreich-Ungarn. Geschichtserinnerungen aus Anlaß des vierzigjährigen Regierungsjubiläums Seiner Majestät Kaiser Franz Joseph I. Bd. VI, S. 1.
Alexander Gigl: Gerhard van Swieten's Berufung als Leibarzt der kaiserlichen Familie und dessen persönliche Beziehungen zur Kaiserin Maria Theresia. Bd. VI, S. 113.
Zur Geschichte des österreichisch-ungarischen Ausgleichs. Denkschrift des Grafen Georg Apponyi. Bd. VI, S. 241.
Eugen Gelcich: Rugierus Boscovich. Ein Beitrag zur culturgeschichtlichen Bedeutung Ragusas. Bd. VI, S. 332.
Hans Schlitter: Die Regierung der nordamerik. Republik u. die ungar. Frage i. J. 1848 u. 1849. Bd. VII, S. 1.
Karl Freiherr von Binder-Krieglstein: Der Tag von Solferino. Bd. VII, S. 101.
Wilhelm Schramm: Mähren unter Karl VI. Bd. VII, S. 241.
Georg Deutsch: Geistliche Würdenträger und Klosterfrauen aus dem Hause Habsburg. Bd. VII, S. 177 u. 259.
Joh. B. Meyer: Kaiser Joseph II. Handbillet v. 4. Dec. 1783 üb. d. Besorgung d. Regierungsgeschäfte. Bd. VIII, S. 65.
Vincenz Goehlert, Die Dynastie Habsburg-Lothringen. Historisch-statistische Studie. Bd. VIII, S. 117.
Eugen Guglia: Kaiser Joseph II. und der Passauer Kirchenstreit. Bd. VIII, S. 186.

Oeffentlicher Unterricht.

Bruno Bucher: Unser gewerblicher Unterricht. Bd. I, Heft I, S. 45.
Friedrich Simony: Die Zweitheilung der Geographie an der Wiener Universität. Bd. I, Heft IV, S. 57.
Wilhelm Exner: Das technologische Gewerbemuseum in Wien. Bd. I, Heft V, S. 59.
Albert Ilg: Zur Frage der ästhetischen Erziehung. Bd. III, S. 41.
Eugen Gelcich: Die österreichisch-ungarischen Schifffahrtsschulen. Bd. III, S. 328.
Sigmund Grünberg: Das Volksschulwesen in der Bukowina in seiner historischen Entwickelung. Bd. V, S. 193.
Egydius Freih. v. Swieten: Die Reform der Universitätsstudien in Oesterreich durch Gerhard van Swieten. Bd. VI, S. 297, und Bd. VII, S. 21.

Volkswirthschaft.

Alexander Peez: Die ungarische Landesausstellung von 1885 in ihrer Bedeutung für Ungarn und die Balkanländer. Bd. I, Heft I, S. 18.
Heinrich Kröhnke: Die Bedeutung der Binnenschiffahrt. Bd. I, Heft II, S. 14.
Max von Hantken: Die Kohlenablagerungen und der Kohlenbergbau Ungarns. Bd. I, Heft II, S. 33.
Alexander Dorn: Die Aufhebung des Triester Freihafens. Bd. IV, Heft I, S. 23.
Johann Hunfalvy: Die Flußregulirungen in Ungarn. Bd. I, Heft V, S. 21.
Franz Berger: Die Wienflußregulirung. Bd. I, Heft VI, S. 35.
Johann Auspitzer: Das österreichisch-ungarische Consularwesen. Bd. I, Heft VIII, S. 42.
Friedrich Kleinwächter: Die Czernowitzer Ausstellung von 1886 mit besonderer Berücksichtigung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Bukowina. Bd. II, Heft IX, S. 5.
Stephan Molnár: Ungarns Weinbau und Weinhandel. Bd. II, Heft I S. 10.

Die Reisen Kaiser Joseph II. und ihre Bedeutung für Oesterreich-Ungarn, besonders vom volkswirthschaftlichen Standpunkt.

Zum 100. Gedenktag seines Todes am 20. Februar 1790.

> Und es ist ein sehr gültiger Beweis von einem großen Geiste, wenn man das Reisen liebt.... Der Ackerbau, Handlung und Manufacturen zogen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich.
>
> Leben und Geschichte Kaiser Joseph II. Amsterdam (1790) I, S. 10, V. S. 125.

Kaiser Joseph II., dessen unvergänglichem Andenken diese Zeilen gewidmet erscheinen, hat schon gleich als Mitregent seiner unvergeßlichen Mutter, der großen Kaiserin-Königin Maria Theresia, und dann im letzten Decennium seines thatenreichen Lebens als Alleinherrscher über sein mächtiges Reich, fast ununterbrochen Jahr um Jahr Reisen in den einzelnen Provinzen seines weitausgedehnten Staates und zwischendurch eine Reihe von größeren Reisen ins Ausland unternommen, welche hinwieder durch die reichen Erfahrungen und tiefernsten Einblicke in die Zustände und Verhältnisse der vornehmlichsten fremden Staaten seiner Zeit von bedeutungsvollsten Folgen für die Hebung und Förderung der Staatswohlfahrt überhaupt, der Volkswirthschaft Oesterreich-Ungarns insbesondere begleitet waren.

Ueber die hohe Bedeutung der Reisen eines Regenten in den seinem Scepter anvertrauten Ländern handelt Joseph II. selbst in der von ihm Ende 1765 verfaßten französischen „Denkschrift über den Zustand der österreichischen Monarchie", in welcher er beim Antritt der Mitregentschaft seine Regierungsgrundsätze detaillirte.[1]) Joseph erklärt in dem bezüglichen Abschnitte dieser Denkschrift[2]) ausdrücklich das Reisen

[1]) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Josephs an seinen Bruder Leopold. Herausgegeben von Alfred Ritter von Arneth. Wien 1868, III. Anhang, S. 335 ff.

[2]) Ibid. l. c. S. 359.

eines Souverains für eine „absolute Nothwendigkeit“ und findet es „unerläßlich“, daß dieser sich überall hinbegebe, um selbst zu schauen, wie die Dinge beim Civil und Militär da und dort stehen. „Es ist nicht das — schreibt er — daß man, wie ich zur Genüge weiß, durch seine Gegenwart und seine Einsichtnahme alle Mängel bessern könne, und wenngleich wir die Sachen verhüllt (masquées) und nach ihrer guten Seite sehen, so lernen wir nichtsdestoweniger bei öfterer Wiederkehr die Unterschiede kennen, man hört die bezüglichen Klagen an, nimmt Gegenstände wahr, um davon in der Folgezeit Gebrauch zu machen, man urtheilt über die Handlungen Anderer, man sieht Grund und Boden und erkennt deren natürliche Beschaffenheit.“

Und diese Theorie hat Joseph, wie schon angedeutet, als fürsorglicher Regent in wohlgeübte Praxis umgesetzt, und er hat sowohl im Curse seiner großen Reisen außerhalb Oesterreich-Ungarns, nach Deutschland, Italien, Frankreich, Rußland einzelne Provinzen seines Reiches wiederholt berührt, wie auch behufs der von ihm unter allen Verhältnissen so hochgehaltenen Autopsie wiederholte specielle Fahrten in dieses und jenes seiner Königreiche und Länder unternommen.

Eine zeitgenössische Schrift,[1] die sich eingehend mit Joseph II. Handlungen beschäftigt, sagt im Hinblicke darauf: „Vor allem war Joseph II. bedacht, seine Erbländer und seine Unterthanen näher kennen zu lernen. Er fing im Jahr 1766 an, sie zu besuchen und reisete unter Anderm bis an die türkische Grenze. Nichts Wesentliches entging seiner Bemerkung. Die Festungswerke, die Truppen, die Manufacturen, der Feldbau, der Zustand des Bürgers in Städten und des Landvolks — alles wurde von ihm durchforscht und untersucht. Die Abänderungen und Verbesserungen in der Folge haben deutlich genug bewiesen, wie scharf sein Blick in jeder Art war.“

Desgleichen bewiesen ferner auch die vielfachen Neueinführungen zweckdienlicher Institutionen und Anstalten auf den verschiedenen Gebieten des Staatswesens wie des socialen Lebens, die Joseph II. nach der oder jener großen Reise im Auslande heimgekehrt ins Werk setzte, mit welchem Nutzen für sein Reich und seine Völker er immer gereist und wie er, der seine Touren gewöhnlich unter dem Incognito eines Grafen von Falkenstein zu machen pflegte, eben dadurch aller Orten — auswärts wie daheim — in der vortheilhaften Lage gewesen, den Ver-

[1]) Leben und Thaten Kaiser Joseph II. vom Jahre seiner Geburt 1741 bis zu seinem Tode 1790. Amsterdam. 1790, 5 Theile, I, S. 12 ff.

hältnissen und Zuständen leichter und rascher auf den Grund zu sehen.

„Schwerlich — sagt eine andere zeitgenössische Quelle[1]) — hat noch ein so Großer, ein so Erhabener seine Zeit auf Reisen unter ähnlicher Hülle so weise und so nützlich eingetheilt und angewendet als Er! .... Er besuchte allerley Personen, betrachtete viele Sachen von mannigfaltiger Art, um sich als Regent, als Staatsmann, als Soldat und Feldherr, als Liebhaber und Beförderer der Wissenschaften, Künste, Manufacturen, Gewerbe, als Oekonom, als Bürgerfreund, als Mensch nicht sowohl nur so sich zu ergötzen, als vielmehr worauf es einzig und allein bei Ihm ankam, zu unterrichten."

Sein Auftreten auf Reisen war demgemäß und seiner gewohnten Einfachheit entsprechend, sowie noch unterstützt durch das beliebte Incognito, ein jeder Pracht, jedes Prunkes entbehrendes und ganz einfaches, wohl geregeltes; er lebte mäßig, streng und ordentlich, speiste des Tages nur einmal, ging nicht vorher schlafen, ohne die den Tag über gemachten Entdeckungen zu Papier zu bringen, Briefe an die Angehörigen zu schreiben, die Packete seiner öffentlichen Stellen, die ihm überall hin nachgesendet werden mußten,[2]) zu erledigen und die Courriere nach heim zu expediren.

Kein Tag, den er an einem fremden Orte zubrachte, verging, an welchem er nicht alle daselbst befindlichen beachtenswerthen Sehenswürdigkeiten und nützlichen Einrichtungen in Augenschein genommen hätte, ja selbst beim Aufenthalte von einer halben oder ein paar Stunden, beim Wagen- oder Pferdewechsel sah er sich nach dem und jenem Merkwürdigen um. Doch ohne sich — bei Lüftung des Incognito — rauschende Festlichkeiten bieten zu lassen, versäumte er nie und nirgends, der Gesellschaft den gebührenden Tribut zu zollen, und vermied er Personen und Familien von Stand und Verdienst sein gefälliges unterhaltendes Wesen zu entziehen, seinen angestrengten Geist und ermüdeten Körper der Erholung anständiger und edler Ergötzlichkeiten zu berauben. Deshalb beschlossen bei ihm ein Schauspiel, wo nur möglich die Oper — Joseph war bekanntlich ein begeisterter Musikliebhaber und selbst tüchtig in Ausübung der Musik — und freundschaftliche Besuche den Tag, dessen größten und für seine Absichten brauch-

[1]) Anthologische Beschreibung der Reise des Herrn Grafen von Falkenstein nach Frankreich 1777. Schwabach, S. 72 ff.

[2]) Pezzl, Charakteristik Joseph II., 2. Auflage, 1790, S. 315.

barsten Theil er auf interessante Gegenstände und ernsthafte Beschäftigungen verwendet hatte.[1])

Als Communicationsmittel auf seinen Reisen benutzte er mit Vorliebe die gewöhnlichen „Postchaisen", reiste aber auch gerne zu Pferde über große Ebenen hin oder über die Gebirge, ja auch Fußreisen und Bergbesteigungen unternahm er ab und zu und trieb im Allgemeinen die Ermüdung auf Reisen bis auf das äußerste,[2]) gleichwie er weiters in Uebereinstimmung mit seiner im Allgemeinen beobachteten Schlichtheit am liebsten in einfachen Gasthöfen, ja selbst in Bauernhütten sein Absteigequartier nahm und die einfachste Kost mit seinen Wirthsleuten theilte.

Auch sein Lager war immer und überall ein sehr schlichtes; eine Hirschhaut, Stroh darauf und eine tucherne Decke und — das „Kaiserbett" war fertig!

In seiner Toilette war Joseph auf Reisen mehr noch als gewöhnlich höchst einfach; er trug ein Kleid zwar von feinstem Tuche aber ohne Borden, Rock und Weste gemeiniglich überein, die Beinkleider schwarz, weiche Stiefeln, den Hut ebenfalls ohne Borden und Federn, nur mit einer einfachen schwarzen Cocarde, und das Haar wie gewöhnlich nur mit einer einzigen Locke zu jeder Seite. Seine Bedienten gingen einfach gekleidet, in einem tuchenen Ueberrocke, einer bordirten Scharlachweste und einem goldbordirten Hute.[3]) Nur ab und zu erschien er in Uniform, dann aber „die Brust geziert mit dreifachen Ehrenzeichen berühmter Ritterorden Seines großen Hauses".[4])

Nur einen Aufwand gab es — und das war thatsächlich kein geringer — den er auf seinen vielen Fahrten und Touren daheim und auswärts liebte und dieser bestand in den von ihm jederzeit mit vollster Liberalität ausgetheilten, wahrhaft kaiserlichen Geschenken an das echte und das große Verdienst, wie und wo es ihm begegnete, anderseits in hülfreichen und ausgiebigen Spenden bei öffentlichen Nothlagen und gegenüber der verborgenen verschämten Armuth, wo er diese entdeckte und jene sich wies; der Dank Tausender und Tausender von ihm also Beglückter — denen er meist unbekannt entgegenkam — begleitete alle seine Wege!

---

[1]) Anthologische Beschreibung, l. c. S. 74.

[2]) Ibid. S. 10.

[3]) Ibid. S. 75.

[4]) Josephs II. . . . in den Jahren 1780 und 1781 unternommenen Reisen . . . von Geisler, Halle, 1781, S. 7.

Was ihm aber die Herzen der Zeitgenossen vor allem gewann, das war sein ausnehmend liebenswürdiges Benehmen gegen Hohe und Niedere allerorts, sein geradezu bezaubernder Umgang.

„Seine ausnehmende Höflichkeit — darin stimmen auch alle Berichterstatter von seinen Reisen überein — seine Freundlichkeit und Herablassung, seine Leutseligkeit erzeugte allenthalben die höchsten, die vortheilhaftesten, die angenehmsten Begriffe von ihm.“

Was Wunder daher, daß sich zu den zahlreichen poetischen Verherrlichungen, welche seine Herrschertugenden gleichwie seine Regierungsthätigkeit in der Heimath gefunden, auf seinen Reisen im Auslande gar manches Lob- und Preislied gesellte, das sein Erscheinen und Gehaben in der Fremde in dithyrambischen Klängen feierte.

Und so stehe denn, als Schlußstein gleichsam für diese die Reisen Joseph II. und ihren stets fördersamsten Einfluß auf Oesterreich-Ungarn einleitenden Zeilen ein derartiges wohl im Geschmacke der Zeit überschwänglich austönendes, doch dabei die so glänzende Bethätigung des Kaisers in unserer Richtung treffend charakterisirendes Gedicht an dieser Stelle, das also lautet:

Auf Kaiser Josephs Reiße.

Wenn Joseph reißt in seinen eignen Staaten,
So will Er weislich seinen Völkern rathen,
Und seiner Länder Schutzgott reißt.
Wenn Joseph reißt in fremder Fürsten Staaten,
So will Er prüfend seh'n, was andre thaten;
Und aller Künste Schutzgott reißt.
Und wenn Er so gesehn, was andre thaten,
Und wenn Er so sein eigen Volk berathen,
So will Er nicht, daß Ihn der Dichter preißt.
Ihr Dichter, dies beweißt,
Daß es ein Gott ist, der in Josephs Hülle reißt,
Weil, was die Götter thun, sich wohl von selbsten preißt.

* * *

Unsere Darstellung der Reisen Joseph II. müssen wir in Einhaltung der chronologischen Reihenfolge mit einer kleineren Tour beginnen, und zwar mit der

Reise in Niederösterreich und Steiermark 1761.

Diese erste Reise Joseph II., über welche uns ein Detail vorliegt,[1]) unternahm der 20jährige Thronfolger mit seiner ihm das Jahr

[1]) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz ... Von Alfred Ritter von Arneth, I, S. 12.

zuvor angetrauten ersten Gemahlin Isabella von Parma im Maimonde von Schönbrunn aus über Sieghartskirchen, St. Pölten, Lilienfeld, Annaberg nach Maria-Zell. Die Bewohner des altberühmten Wallfahrtsortes hatten den Kronprinzen schon als siebenjährigen Knaben in dem Weichbilde von Maria-Zell an der Seite seiner Schwestern, der Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christine, einziehen sehen, bei welch früher Ausfahrt aus der Burg seiner Väter auf den geistvollen und großherzigen Knaben die ganze imposante Schönheit und zugleich die volle Lieblichkeit der obersteirischen Gebirgswelt als erster und nachhaltigster Natureindruck so mächtig gewirkt, daß es Joseph später oft und oft und so auch jetzt alsbald nach seiner Verheirathung mit der geliebten, ihm bekanntlich dann so früh entrissenen, unvergeßlichen Gemahlin dahin zog.

Auf den schönen weißblinkenden Straßen, deren Zustand Joseph seiner Mutter als einen vortrefflichen schildert, ging es unter Führung eines ausgezeichneten Postillons in sechs, beziehungsweise fünf Stunden bis Lilienfeld. Die hohe Reisegesellschaft war am 29. Mai um 11 Uhr Vormittags vom kaiserlichen Lustschloß in Schönbrunn aufgebrochen und kam um 5 Uhr Nachmittags „glücklich" in Lilienfeld an; in Sieghartskirchen hatten Joseph und seine Gemahlin den „Viersitzer", in dem ihnen Maria Theresia eine Strecke das Geleite gegeben, verlassen und einen „Zweisitzer" bestiegen.

In St. Pölten war einstündiger Aufenthalt, und nahm man hier ein kleines, „in Wahrheit nicht schlechtes" Gouter im Kloster der Karmeliterinnen ein, deren Vorsteherin Joseph als „sehr verdienstvoll und von verständiger Rede" bezeichnet. Hierauf besuchte das erlauchte Paar das heute noch als ausgezeichnetes Erziehungsinstitut für Mädchen bestbekannte Kloster der englischen Fräuleins, wo sich der in dieser Stadt ansässige hohe Adel zum Empfange des erlauchten Paares eingefunden hatte, darunter auch der (preußische) General Fink von Finkenstein.[1]) Nach genauer Besichtigung dieses Convents geschah die Weiterfahrt nach Lilienfeld.

An dem noch wohlerhaltenen Hauptportale der Stiftskirche — einer Perle der mittelalterlichen Architektur — empfing der Prälat des vom Babenberger Leopold VII. gegründeten schönen Cistercienserklosters, Dominik Beckenstoffer, die hohen Gäste und geleitete sie in das Innere seines so vielfach sehenswerthen Gotteshauses, auf dessen Dach der

[1]) Arneth, l. c. S. 18.

Humor späterer Tage zur Erinnerung, daß zur Zeit der Stiftung ein Jägerhaus hier an der Stelle gestanden, die Figuren eines Hirsches, eines Wildschweines und eines Bären gesetzt hatte.[1])

Nach längerem Verweilen — während einer Litanei und einem Salve Regina — zogen sich Joseph und seine Gemahlin in ihre Gemächer, die „Kaiserzimmer" zurück, unter deren Fenstern ein Forellenteich sich befindet. Hier war den beiden Fürstlichkeiten ein überraschendes Vergnügen bereitet — sie konnten nämlich vom Stockwerke nach dem Teichspiegel unten die Angel auswerfen, und hocherfreut meldet Joseph seiner Mutter: „Ich hatte das Glück, am meisten Forellen zu fangen!"

Am nächsten Tage (30. Mai) erfolgte die Fortsetzung der Fahrt von Lilienfeld weg um $8^1/_4$ Uhr und die Ankunft in Annaberg um $10^1/_2$ Uhr Vormittags; um $1^1/_2$ Uhr Nachmittags war das endliche Ziel Maria-Zell erreicht.

Vor der Wallfahrtskirche selbst erwartete der Prälat des gleichfalls in der oberen Steiermark, und zwar hart an der Kärntnergrenze, auf der Alpe gleichsam gelegenen, durch seine vorzügliche Rinderzucht (Mariahofer Schlag) in agronomer Beziehung stets vortheilhaft bekannten Benedictinerstiftes St. Lambrecht, das Kronprinzenpaar; bekanntlich gehört ja Maria Zell zu dem obengenannten Stifte, in dem auch — nebenbei bemerkt — der heutige Prälat Murnik von St. Lambrecht durch Jahre hin das Priorat von Maria-Zell besorgt hat.

Trotz der großen Erhitzung, die sich Joseph auf dem letzten Theile des Weges gegen Maria-Zell zugezogen hatte, folgte er sammt Gemahlin sofort nach der Ankunft dem Prälaten Berthold Sternegger in die Kirche, aber der erlauchte Reisende verließ dieselbe alsbald, um sich zurückzuziehen und — die Gewänder zu wechseln. Die hohe Reisegesellschaft war nämlich — wie Joseph es seiner Mutter ausführlich schildert — die letzten fünf Stunden durch großer Hitze ausgesetzt gewesen und war überdies kurz vor dem Gnadenorte von einem Gewitter mit Regen ereilt worden, zudem noch hatte er selbst, da die Pferde seines Wagens — wie er humoristisch beifügt — zwar stark in den Beinen, aber dabei auch allzu friedlich waren, diese ganze Strecke zu Fuß gemacht. „Euer Majestät können — schreibt er wörtlich — den Schritt beurtheilen, den ich ging, wenn ich bemerke, daß Marschall Batthyany (der Obersthofmeister) die ganze Zeit über neben mir zu Pferd war und daß ich mich immer am Wagenschlag neben meiner Frau hielt."

---

[1]) Weiskern, Topographie von Niederösterreich. I, S. 363.

Nachdem Joseph seine Toilette beendet hatte, empfing er sofort eine Anzahl Herren vom Adel, darunter auch Landstände der Steiermark, die zum Zwecke seiner Begrüßung eigens hergekommen waren, seine Gemahlin empfing die Damen. Nach dem Diner besichtigten die Fürstlichkeiten die Schatzkammer, dann war Litanei mit Salve Regina und um 7 Uhr zog sich Alles zur Ruhe zurück. Am folgenden Morgen begann die Andacht schon bald nach 7 Uhr, und nach Anhörung von drei Messen folgte ein feierliches Hochamt, dann Diner und alsbald die Abreise. Als Erinnerung an ihre Anwesenheit ließen Joseph und Isabella eine goldene Lampe — ein doppeltes Herz darstellend — zurück, deren längere lateinische Inschrift außer veränderten Namen und Datum ganz die jener Lampe war, welche 1736 Franz und Maria Theresia bei ihrer Anwesenheit gespendet.[1])

Den Brief aus Maria-Zell an seine liebende Mutter schließt aber Joseph mit dem Postscriptum: „Ich habe alles so arrangirt, daß Jedermann nach Maria-Zell kommen kann," was sich wohl auf Zufahrt, Unterkunft, Bequemlichkeit, überhaupt Hebung des Verkehrs bezogen haben mag, um der ihm so theuer gewordenen Stätte einen Nutzen zu verschaffen, zu der er dann 1764, 1766, 1767, 1786 wiederkehrte, von welch letztem Besuche wir dann an dem gegebenen Orte ausführlicher sprechen wollen.

Die erste größere Fahrt Joseph II. war die zur Königskrönung unternommene

Reise nach Frankfurt 1764.

Diese Reise führte ihn in Begleitung seines Vaters des Kaisers Franz I., sowie seines Bruders Leopold und einer größeren Suite auf dem Hin- und Rückwege durch die fruchtreichen Gaue von Oberösterreich und lernte er auf der Heimfahrt namentlich die prächtigen, so wechselreichen und stimmungsvollen Donauuferlandschaften kennen, wohl etwas beeinträchtigt vom üblen Wetter, aber doch immerhin nicht ohne tiefere Eindrücke davon zu empfangen.

Auch hier auf jenen ausgezeichneten Straßen, die ein zeitgenössischer „Bädeker" Namens Dutens[2]) als Charakteristikon dieses Theiles von

[1]) Grundriß einer Geschichte ... der Kirche und des Ortes Maria-Zell. Von Marian Sterz, Wien, 1819. S. 85.

[2]) Von der Strecke Unterhaag über Linz, Enns, Mölk, Wien, sagt Dutens: Itineraire des routes les plus frequentés ... de l'Europe. Paris 1775. pag. 92: A Unterhaag on entre dans les Etats de la Maison d'Autriche, ou l'on trouve de trex beaux chemins et ou les postes sont mieux servis.

Oesterreich hervorhebt, langten die hohen Reisenden von Wien am ersten Tage (12. März) Nachmittags 5 Uhr in Mölk an[1]) und nahmen das Absteigequartier im altberühmten Benedictinerstifte. In dem zu Häupten hoch sich wölbendem Eingangsthore konnten sie ihre Blicke nach der Decke richten, wo jene merkwürdige runde Oeffnung zu sehen, die nach der einstigen Haupteinnahmsquelle dieses Klosters, dem Körnerzehente, der „reisende Metzen" genannt,[2]) unter dieser Bezeichnung das Stift Mölk als eines der reichsten in Niederösterreich dem „klingenden Pfennig" (Göttweih) und dem „rinnenden Zapfen" (Klosterneuburg) angereiht.

Der Prälat Urban Hauer, ein sehr braver Herr, wie Joseph ihn nennt, geleitete seine erlauchten Gäste in die „Kaiserzimmer" und zeigte sich eifrigst bemüht, sie nach Kräften zu unterhalten, es wurde ihnen zu Ehren eine Oper aufgeführt, „deren Worte gut und nicht allzugesucht waren" und die „eine sehr liebliche Musik" zu Gehör brachte.[3])

Am nächsten Tage (13. März) ward in Enns — im Auersperg'schen Schlosse Ensegg — Station gemacht; an der oberösterreichischen Grenze hatte sich der Adel aus Linz sehr zahlreich zum Empfange eingefunden und bewies — wie Joseph hervorhebt — besonders die 19jährige Gräfin Thürheim, Gemahlin des oberösterreichischen Landeshauptmanns Grafen Thürheim und Tochter des Staatskanzlers Kaunitz, daß sie eben die Tochter eines Mannes von viel Geist.

Unter Schnee und Regen, aber beim besten Appetit — „die Forellen und die Milch Oberösterreichs hatten vollauf zu thun" — langten die höchsten Herrschaften am 14. März über Linz in dem sechs Meilen davon entfernten wohlummauerten Peuerbach an, wo das letzte Nachtquartier auf österreichischen Boden genommen wurde. Das nächste (am 15. März) war schon in Bayern (Vilshofen).

Die Ankunft in Frankfurt durch Bayern und Franken (Mergentheim, Heissenstamm) erfolgte am 29. März, und währte der Aufenthalt in der Krönungsstadt anläßlich der großartigen Festlichkeiten und der heil. Ceremonien daselbst bis einschließlich 9. April. Was es besonders bei dieser Krönung Joseph II. da zu schauen gab — wer könnte es wohl

[1]) Verzeichniß deren von Seiner Röm. Kays. Majestät Joseph II. auf Allerhöchstderen Reisen genommenen Nachtstationen vom Jahre 1764 bis 1790. Von Franz Ludwig de Selliers Chevalier de Morauville ... Manuscript der k. k. Hofbibliothek in Wien.

[2]) Ein Benedictinerbuch von Sebastian Brunner, Würzburg, Leo Wörl. S. 281.

[3]) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz ... Von Ritter von Arneth. I, S. 19 ff.

trefflicher und farbenreicher schildern als es Altmeister Göthe gethan in seiner „Wahrheit und Dichtung“ und dessen schönste Jugenderinnerungen an Gretchen ja eben mit diesem Festgepränge zusammenfielen.

Nicht minder lebhaft als Göthe mochte wohl der jugendliche römische König selbst sich angeregt fühlen von den Verrichtungen der Reichserzämter, als da nach uraltem Herkommen auf den Platz des mächtigen „Römer“ herbeiritt der Erzmarschall des Reiches, aus dem aufgeschütteten Haufen Hafer das silberne Fruchtmaß anfüllte, mit dem silbernen Streicher abstrich und dann das Fruchtmaß wieder ausleerte, den Hafer dem Volke preisgebend, der Erzkämmerer vom linnengedeckten Tische, das silberne Handbecken sammt Gießkanne und Handtuch erfassend und diese — vom Pferde steigend — nach dem kaiserlichen Speisesaale trug und der Erztruchseß aus der auf dem Platze aufgeschlagenen Küche von dem darin gebratenen Ochsen ein Stück zugedeckt zur kaiserlichen Tafel trug. [1])

Wie tief anheimelnd dem volksfreundlichen Joseph diese auf frühe Zeiten zurückreichenden volksthümlichen Gebräuche und das ganze Volkstreiben an dem Hauptfesttage ans Herz griffen, erhellt aus dem einen Satze, in den er in seinem Berichte an die geliebte Mutter alles zusammenfaßt: „Le coup d'oeil à voir le Römer, comme il etait rempli était quelque chose d'uniqe“ — als „etwas einziges“ also bezeichnet er den Blick auf den von den Volksmassen erfüllten Platz des Römer!

Nach der Fülle der mannigfaltigsten sinneberauschenden Anblicke und Eindrücke, die Josephs hohem Geiste, edlem Herzen und reichem Gemüthe in seinem Jugendalter von 23 Jahren hier in Frankfurt geworden, wirkten nun noch verstärkt die Bilder, die dem Könige auf dem Heimwege während der Donaufahrt sich boten!

Nachdem am 12. April die damalige Residenz des hohen deutschen Ritterordens, das von Joseph als „ebenso groß als wohnlich“ bezeichnete Schloß Neuhaus unweit Mergentheim verlassen worden, kamen die erlauchten Reisenden noch am selben Tage nach Donauwörth, um sich hier einzuschiffen. „Das Schauspiel — schreibt Joseph — war in der That herrlich, alle die Schiffe vereint zu sehen und zugleich die Massen Volkes, die als Zuseher erschienen waren.“ Und nun gings bei freilich meist recht schlechtem Wetter, Regen und Wind die Donau hinab vom 14. bis 18. April an Ingolstadt, Regens-

---

[1]) Ueber Teutschland, Kaisertodesfall, Trauer ... Wahl, Krönung, Gerechtsame des teutschen Kaisers. Kempten und Leipzig, 1790. S. 180 f.

burg,[1]) Straubing u. s. w. vorbei zunächst nach Linz. Auf dieser Tour interessirte Joseph am meisten das Passiren der großen Regensburger Brücke, „was ohne jede Gefahr von Statten ging", so daß er alles darüber Erzählte für „übertrieben" erklärt; „freilich — bemerkt er dennoch — ist es wahr, daß das Wasser dort sehr reißend ist und die Passage sehr beengt, wenn man nicht gut hindurchzustreifen versteht."

In Linz kam man in den ersten Tagen der Charwoche an (18. April) und machte hier den Beginn der kirchlichen Osterceremonien mit. Am 19. April besichtigte Joseph die unter seinem Großvater, dem unermüdlichen Förderer der Volkswirthschaft Oesterreichs, Kaiser Karl VI., begründete mit einem sogenannten Filatorium versehene großartige Wollfabrik,[2]) welche, wie auch der ansehnliche Handel von Linz, den der schon genannte Dutens besonders heraushebt,[3]) seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Außerdem besichtigte Joseph das „überaus große und stark gebaute l. f. Schloß, worin er ein Gemach mit schadhaft gewesenem Gebälk vorfand, dessen Ausbesserung jedoch alsbald erfolgte".

Von Linz wurde am 20. April aufgebrochen und dann nur mehr im Stifte Mölk Station gemacht, bis wohin Maria Theresia ihren Lieben entgegengekommen war und wo nun Charsamstag und Ostersonntag gemeinschaftlich gefeiert wurden.[4]) Die Rückkehr nach Wien hatte dann am 22. April statt.

Reise nach Tirol 1765.

Zur Vermählung seines Bruders Leopold, des Großherzogs von Toscana mit der Infantin Maria Ludovica, Tochter König Karl III. von Spanien, begab sich im Juli 1765 Maria Theresia in Begleitung ihres Gemahls Kaiser Franz I., ihrer Söhne des römischen Königs Joseph, des Großherzogs Leopold, des Bräutigams, und der Erzherzoginnen Maria Anna und Maria Christine auf die Reise nach Tirol, wo in der Landeshauptstadt Innsbruck das fürstliche Beilager unter großen Festlichkeiten begangen wurde, die jedoch

[1]) Im Jahre 1780 verlieh der Stadt Regensburg Kaiser Joseph die Wiedereinräumung der Anlandungsgerechtigkeit an der Donau. Lexikon von Hübner. Ausgabe 1795. S. 1682.

[2]) Siehe: Mein Kaiser Karl VI. als Staats- und Volkswirth. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1886. S. 39.

[3]) Lintz est une assez belle ville, il y a quelques beaux édifices, beaucoup de noblesse et un Commerce interieur considerable. l. c. p. 93.

[4]) Brunner, l. c. S. 275.

bekanntlich ein schrilles Ausklingen hatten in dem daselbst plötzlich erfolgten Tode Kaiser Franz I.

Alfred von Arneth, der Historiograph der Zeit Maria Theresia's und Joseph II. sagt bei Schilderung der Abreise des kaiserlichen Hofes aus Wien, die am 4. Juli zeitlich früh nach Anhörung einer heiligen Messe bei St. Stephan ($^1/_2$5 Uhr Morgens) durch die von dichten Volksmassen erfüllte Kärntnerstraße erfolgt war, so schön: „Von der ganzen Bevölkerung, die in den engen Straßen zusammengedrängt den Reisenden den Abschiedsgruß zuwinkte, besaß Niemand eine Ahnung von dem Ereignisse, welchem diese entgegengingen."[1])

In äußerst rascher Fahrt erreichte die hohe Reisegesellschaft noch am selben 4. Juli Abends 9 Uhr das unweit Graz gelegene Schloß Eggenberg, wo behufs Besuches der so lieblichen Hauptstadt der Steiermark ein viertägiger Aufenthalt genommen wurde, während dessen dann die Allerhöchsten und höchsten Herrschaften in der Grazer Burg den steirischen Herzogshut, welchen Maria Theresia mit acht kostbaren Perlen zierte und den alten erzherzoglichen Schatz sich zeigen ließen.[2]) Am 9. Jul Morgens ward die Weiterreise über Leoben angetreten, wo am folgenden Tage, leider bei übelstem Wetter, eine Jagd auf Gemsen abgehalten wurde, an welcher die anwesenden Mitglieder der kaiserlichen Familie, der römische König mit eingeschlossen, sich betheiligten. Schon einige Tage zuvor hatten über tausend Jäger und Holzknechte mehrere hundert Gemsen auf dem „Reiding" zusammengetrieben, des Nachts brannten, um ihr Entweichen zu verhindern, fast unzählbare Feuer. Gleichwohl war in Folge der Ungunst der Witterung die Jagdbeute verhältnißmäßig nicht groß, indem nur etwa 50 Gemsen auf die Decke gestreckt wurden.[3])

Am frühesten Morgen des 11. Juli verließen sie Leoben und trafen noch am selben Tage (halb 8 Uhr Abends) in der Landeshauptstadt von Kärnten, in dem reizumflossenen Klagenfurt an, wo zur Begrüßung des kaiserlichen Hofes großartige Festvorbereitungen getroffen waren und wo unter anderem eigens das von einem Schüler Donner's, von Balthasar Moll verfertigte Standbild der Kaiserin „aus Composition" errichtet worden, das erst in unseren Tagen durch ein dauerhaftes Bronzedenkmal aus der Municifenz des k. k. Oberbaurathes Karl Baron Schwarz ersetzt wurde.

---

[1]) Maria Theresia's letzte Regierungszeit 1763 bis 1780. I, S. 145.

[2]) Graz ... Von Ilwof und Peters. Graz, 1875. S. 222.

[3]) Maria Theresias letzte Regierungszeit. I, S. 146.

Das Absteigequartier hatten die Majestäten und die Erzherzoginnen in Klagenfurt im Palais Rosenberg, der römische König Joseph in der Burg, Leopold Großherzog von Toscana beim Grafen Goës genommen.

Unter den Aufzügen, die anläßlich der Anwesenheit des kaiserlichen Hofes hier stattfanden, erregten das meiste Interesse die tausend Bergleute „in ihrer eigenthümlichen Tracht mit ihrer sonderbaren Musik, ihren Fahnen und der uralten Haupttrommel“, sowie der am Abend des 12. Juli von den Hüttenberger Bergknappen auf dem Hauptplatze aufgeführte ebenso seltene als charakteristische Tanz. Von vorgenommenen Besichtigungen erscheinen in dem zeitgenössischen Berichte [1]) die der Bleiweißfabrik von Herbert und der Thysischen Tuchfabrik besonders hervorgehoben. Das Dejeuner an diesem Tage hatte Maria Theresia in dem ebenso charmant gelegenen als nett gebauten Schlosse Ebenthal (unweit Klagenfurt) des Ajo der jüngeren Erzherzoge, des Grafen Goës eingenommen. [2])

Die Weiterreise nach Tirol ward am Morgen des 13. Juli angetreten und bot dann namentlich das herrliche Pusterthal die mannigfaltigsten Natureindrücke; am 15. Juli Abends nach 5 Uhr langte der kaiserliche Hof von Schönberg über Wilten in Innsbruck an.

Es würde zu weit gehen und auch außerhalb des Rahmens dieser Studie fallen, wenn wir hier ausführlich alle Feierlichkeiten schildern wollten, die der höchsten Lust wie leider auch der tiefsten Trauer, die sich in grausem Contraste jäh aneinander treffend, zwischen diesem 15. Juli und dem 1. September, dem Tage der Abreise ohne den „geliebten Franzl“ hier zu Innsbruck abgespielt.

Nur dasjenige, was Joseph während dieses seines ersten Aufenthaltes hier in nähere in der Richtung unseres Themas gelegene Beziehungen zu Land und Leuten des durch seine unvergleichlichen Naturschönheiten wie durch die Biederkeit und Tüchtigkeit seiner Bewohner gleich ausgezeichneten Tirol brachte, soll an dieser Stelle aus der Fülle der Ereignisse und Erscheinungen ausgehoben werden.

Schon wenige Tage nach der Ankunft in Innsbruck unternahm Joseph eine Tour ins Land hinein. Den 22. Juli Morgens halb 8 Uhr fuhr Joseph in Begleitung der Grafen Schaffgotsch und Künigl und

[1]) Bericht des Mercantilrathes Werfenstein im Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten. Von H. Herrmann. II, S. 212 ff.

[2]) Maria Theresias Briefwechsel mit Ihren Kindern und Freunden. Herausgegeben von Ritter von Arneth I, S. 57.

des Freiherrn von Reischach incognito von Innsbruck ab, um auch die inneren Landestheile der Länge nach zu besichtigen, von welcher Reise er am 26. Juli Mittags wieder in Innsbruck eintraf.

„Ob es auf dieser oder auf einer besonderen Excursion geschah — schreibt Zoller in seiner Geschichte der Stadt Innsbruck[1]) — konnte ich nicht erfahren, doch so viel versicherte man mich in der Neustift im Thal Stubai, daß der römische König Joseph um diese Zeit auch eine Gletscherreise zum Alpeiner-Ferner im Obernberg unternommen habe.“ Auf dieser Tour hatte Joseph — wie Arneth anführt — auch die Städte Bozen, Trient und Roveredo besucht und den Gardasee bis Limone befahren, wo ihm die Brüder Bettoni ein glänzendes Fest bereiteten.[2])

In den nächsten Tagen folgten dann die Besuche des römischen Königs in Hall, wo der Salzberg befahren, und in Schwaz, wo der Erbstollen angefahren wurde, und am 29. Juli, Schwaz nochmals berührend, in Brixlegg und im Achenrain, wo die Schmelzwerke und Messingfabriken in Augenschein genommen wurden.[3])

Nach dem feierlichen Einzuge der Infantin-Braut in Innsbruck am 2. August begannen dann die Festlichkeiten.

Ein äußerst lebensvolles und besonders charakteristisches eigenartiges Bild bot in erster Linie die am 4. August vom Prälaten des vor Innsbruck so imposant sich erhebenden alten Prämonstratenserstiftes Wilten (Wiltau) veranstaltete, an ein von den Stiftsmusikanten aufgeführtes lustiges Singspiel sich anschließende, tirolische Bauernhochzeit. „Die Bauern und Bäuerinnen vom Dorfe Wilten zogen mit ihren Spielleuten in den Saal, machten vor Ihren Majestäten und Königlichen Hoheiten ihre Einladung und unterhielten Höchstdieselben mit ihren Tänzen nach Landesart, woran die Kaiserin ein solches Wohlgefallen hatte, daß sie Diejenigen, welche das Brautpaar darstellten, mit einem kostbaren Ring zu beschenken geruhte.“[4])

Zur Hauptvergnügung des „Volkes von Schützen“, der treffsicheren Tiroler, zum großen Freischießen hatte Joseph in seinem und im Namen seiner durch Unpäßlichkeit an der Mitreise verhinderten zweiten Gemahlin als erstes Best zwei große Girandoles von Silber zu 225 fl., als zweites einen runden Speisetopf sammt Tasse zu 160 fl.,

[1]) Innsbruck 1825. (Wagner.) II, S. 190.
[2]) Maria Theresia ... 1763 bis 1780. I, S. 146.
[3]) Zoller, l. c. S. 191.
[4]) Zoller, l. c. S. 193.

als drittes sechs Paar Messer, Gabel und Löffel zu 120 fl., zum ersten Kranzbest eine fünfzehnfache goldene Krönungsmedaille mit Oerl und Ring zu 65 fl., zum zweiten eine zehnfache goldene Vermählungsmedaille zu 43 fl., dem Ritter eine silberne Theekanne zu 48 fl., zusammen 661 fl. im Werthe gespendet.[1])

Dieses Römisch-Königschießen hatte noch stattfinden können ... da verschied am 18. August halb 10 Uhr Abends Kaiser Franz I. in der Hofburg zu Innsbruck in den Armen seines Sohnes Joseph auf dem Gange vom Theater nach seinen Gemächern!

Nach den Trauerfeierlichkeiten, bei denen, wie gleich bei der ersten Schreckenskunde vom Tode des Kaisers, die kaisertreuen Tiroler die ganze reiche und tiefe Innigkeit ihres Patriotismus, ihrer Loyalität für das Haus Habsburg kundgegeben, reiste Großherzog Leopold mit seiner Gemahlin nach Florenz ab, und gab ihnen Joseph das Geleite bis Sterzing. Am 1. September gegen 9 Uhr Abends verließen die Kaiserin-Königin Maria Theresia, Joseph und seine Schwestern Innsbruck, um zu Wasser die Heimfahrt anzutreten, auf welchem Wege der Leichnam des Kaisers bereits am 24. August vorausgefahren war. Sie übernachteten vor Hall in drei Schiffen und am 2. September Morgens erfolgte, begleitet von 19 Schiffen, die Abfahrt,[2]) die Ankunft in Wien am 6. September.[3])

Die so schmerzgebeugte Kaiserin-Witwe berief nun, wie bekannt, den römischen König Joseph zur „Mitregentschaft".

Reise nach Böhmen, Sachsen, Schlesien und Mähren 1766.

Die erste Reise Joseph II. nach Antritt der Mitregentschaft, um die Theorie der vorgenannten „Denkschrift" über das Bereisen seiner Staaten praktisch auszuführen, galt dem bedeutendsten Theile des heutigen Cisleithanien, dem Königreiche Böhmen, wenngleich in erster Linie vom militärischen und strategischen Standpunkte.

Wie mußte aber doch dabei die eigene Anschauung der Verhältnisse in dem so hervorragenden Lande auf den jugendlichen Kaiser anregend wirken, in einem Lande, so reich durch die mannigfaltigsten Erträgnisse seines Bodens, wie durch die Erzeugnisse einer hochentwickelten emsigen Industrie, bewohnt von einer tüchtigen, gebildeten Bevölkerung und berühmt durch eine großartige Geschichte, in welcher

[1]) Zoller, l. c. S. 194.
[2]) Zoller, l. c. S. 207.
[3]) Maria Theresias letzte Regierungszeit. I, S. 168.

in dem Momente, da wir diese Zeilen schreiben, wieder ein neuer und so hochbedeutsamer Markstein in dem geführten Ausgleiche zwischen zwei hochbegabten Volksstämmen erstanden ist!

Gleich als die erste Station, die Joseph II. auf dem Wege von Wien gemacht (8. Juni), nennt uns das „Itinerar“[1]) das herrliche, eben im 18. Jahrhunderte durch den ausgezeichneten Fürsten Adam Franz zu Schwarzenberg so ansehnlich vermehrte Latifundium von Wittingau mit seiner hochinteressanten in das 14. Jahrhundert zurückreichenden Teichwirthschaft und den ausgedehnten Torfmooren, von welchem echtfürstlichen Besitzthume es nun rasch dem Artillerielager bei Moldautein zuging, das daselbst Fürst Wenzel Liechtenstein, der geniale Regenerator des österreichischen Artilleriewesens, zusammengezogen hatte. In Begleitung des Kaisers auf dieser hauptsächlich militärischen Inspectionsreise befanden sich Prinz Albert von Sachsen, FM. Lacy, die Generale Nostitz und Joseph Colloredo. Im Lager selbst waren auch die FZM. Laudon und Wied anwesend.

Vier Tage verweilte Joseph im Theiner Lager, den eifrigsten Antheil an den Uebungen der Truppen sowohl im Exerciren, wie im Schießen nehmend.

Am Abend des 13. Juni verließ Joseph Thein und ging über Pisek nach Pilsen; am 15. war er in Karlsbad, „dessen schon damals ziemlich bequem für die Badegäste eingerichtete Häuser seit dem großen Brande von 1759 weit artiger aufgebaut erschienen,“[2]) und am 16. in Eger, dem hervorragenden Objecte der Vertheidigung und des Angriffes im österreichischen Erbfolgekriege und das erst seit 1743 ein ruhigeres Leben führte. Ueber Fribus, Weipert, Kallich, Dux (21.) und das „Bad der Bäder,“ Teplitz (22.), wo der Besitzer des Schlosses Fürst Clary „auch Gärten und Alleen zum Vergnügen der Badegäste hatte anlegen lassen,“ verfügte der Kaiser sich nach Pirna, wo er das Lager aus dem Kriegsjahre 1756, und dann nach Plauen, wo er gleichfalls das Lager besichtigte, und traf am 24. Juni in Dresden ein. Nach zweitägigem Aufenthalte daselbst — während dessen sich außer den sonstigen reichhaltigen Sehenswürdigkeiten, vorab an Kunstwerken, die seit 1751 eingeweihte röm.-kathol. Hofkirche, die 1764 neueingerichtete Akademie der bildenden Künste, dann vortreffliche Manufacturen und Fabriken von allerlei Art, sowie die kunstreiche „Stuck- und Glockengießerei“ seiner Aufmerksamkeit darboten — ging er nach Torgau;

[1]) Manuskript der k. k. Hofbibliothek.

[2]) Hübner, l. c. S. 418.

„überall wurden die Lagerplätze und die Schlachtfelder, welche im siebenjährigen Kriege so große Berühmtheit erlangt hatten, mit höchster Aufmerksamkeit studirt, Bautzen und Hochkirch wurden besichtigt.“ [1])

Ueber Königsbruck gelangte Kaiser Joseph dann nach Herrnhut, vor Allem gespannt auf die weltbekannte Bruder-Unität der „Herrnhuter“. „Ich habe — ruft er in seinem Briefe an Maria Theresia ddo. Reichenberg 30. Juni aus [2]) — ihre Façon zu leben gesehen, sie ist sehr eigenthümlich,“ und mit Bezug auf ihre Leistungen, die er in den Fabriken, in erster Linie bei der Fabrication der hochrenommirten „Herrnhuter-Leinwand“, beobachtete, setzte er bei: „Sie arbeiten wunderbar“; außer der Leinwandsfabrication besaß Herrnhut um diese Zeit Kattun-, Siegellack-, Messer-, Stahl-, Sattler- und Schuhmachermanufacturen.

Ueber Zittau kehrte Joseph auf österreichisches Gebiet zurück. Am 30. war er — wie schon angedeutet — in Reichenberg, wo er mit Genugthuung die guten heimischen Tücher bewundern konnte.

Hohenelbe, Braunau, Jaromirz passirend, kam er nach Opotschno, von wo der nächste Brief an seine Mutter unterm 5. Juli datirt ist [3]), und von wo er bis zum Wiederzusammentreffen in Olmütz einen großen Theil seiner Suite vorausgeschickt hatte, so daß inzwischen sein „Train“ nur aus zwei „Kaleschen“ und zwei „Laterwagen“ bestand. Dem Grenzzuge folgend, setzte Joseph seine Reise in östlicher Richtung fort. Unfern von Senftenberg vom Spieglitzer Schneeberge aus überblickte er einen Theil der Grafschaft Glatz, am nächsten Tage aber (8. Juli) von dem Goldensteiner Schneeberge die Festung Neisse und deren Umgebung. „Wie Moses,“ schreibt er seiner Mutter, [4]) sahen wir das gelobte Land, ohne es zu betreten. Zwei Tage später (10. Juli) befindet sich der Kaiser — nach einem kurzen Aufenthalte in Jägerndorf (9.) — in Troppau, das ihm, obschon beim Brande von 1758 nur 94 Häuser stehen geblieben waren, schöne Gebäude, seine Kirchen und Klöster, ein steinernes Rathhaus und zwei schöne, große Marktplätze wies; zur Aufnahme des Handels — die Troppauer Seife u. A. war weit und breit für die beste geschätzt — waren von Maria Theresia 1749 zwei neue Hauptjahrmärkte, jeder zu drei Wochen, zugestanden worden.

[1]) Maria Theresia's letzte Regierungszeit. I, S. 219 ff.
[2]) Corr. I, S. 181.
[3]) Corr. I, S. 184.
[4]) Aus Zuckmantel, 8. Juli, Corr. I, S. 185.

In die Zeit vom 10. bis 18. Juli fielen die Besuche von Olmütz — wo er die gesammten Innenräume der Festung, sowie sein Regiment en parade und beim Exercitium inspicirte — von Wischau, Austerlitz und Brünn; in Brünn, „dem besten Handelsorte Mährens," betrat er auch die schauerlichen Gefängnisse des „Spielberg" und inspicirte er das Regiment Siskovich. Das letzte Nachtlager auf dieser ebenso strapazanten wie interessanten Tour wurde auf dem schönen Schlosse Nikolsburg genommen und am 20. Juli kehrte Joseph freudigst nach Wien und in die Arme seiner Mutter zurück, nachdem er ihr in seinem letzten Schreiben (Brünn 18. Juli) [1]) versichert hatte, „daß der Kaiser, wenn er selbst nach Indien ginge, nie aufhören würde zu bleiben — der alte Joseph."

Im September aber besuchte er noch einmal die Lager in Mähren und in Böhmen und besichtigte bei diesem Anlaß das große berühmte kaiserliche Gestüt in Kladrub und dann im Detail die Festung Königgrätz.

Reise durch Ungarn und das Banat 1768.

Im Capitel über Josephs Erziehung sagt sein Zeitgenosse und Biograph Pezzl [2]): „Die immer dankbare Theresia wählte eines der glücklichsten Mittel, um der ungarischen Nation ihre Gnade und Gewogenheit recht anschaulich darzustellen. Ihr geliebter Prinz Joseph wurde in die ungarische Nationaltracht gekleidet, erhielt Unterricht in der ungarischen Sprache, und die Ehre, sein Hofmeister zu sein, ward dem ungarischen Grafen und Feldmarschall Batthyany zu Theil."

Und als Joseph von der römischen Krönung in Frankfurt heimkehrend noch in Linz weilte (18. April 1764), da beeilte sich Maria Theresia ihm das Großkreuz des neugegründeten St. Stephanordens entgegenzusenden, worauf er ihr erwiederte, „daß er nur zweifle, ob er ihn schon tragen dürfe". [3])

Ein Jahr später präsidirt Joseph dem Ordenscapitel, in welchem dieser Orden in Großkreuzen an Batthyany, Joseph Wenzel Liechtenstein, Colloredo und Kaunitz verliehen ward.

Einer Aufforderung Maria Theresia's aus Preßburg (Ende Januar 1767), „nächster Tage" nach dort zu kommen, setzte Joseph die Bitte entgegen, sie möge ihm gestatten ein anderesmal Preßburg zu

---

[1]) Corr. I, S. 191.

[2]) Corr. I, S. 120.

[3]) L. c. S. 11.

besuchen, wenn es nicht so lärmend dort zugehen würde, wie im Augenblick. „Il serait peu conséquent" — schreibt er — „pour un homme qui ne danse pas lorsque l'on danse à sa porte, de courir six heures par des neiges chercher un bal, de même que d'aller se géler pour voir un festin, lorsque l'on ne va pas voir ceux qui se donnent dans sa propre demeure." [1])

Die erste Reise nach Ungarn unternahm Joseph im Jahre 1768 im April und dehnte dieselbe bis in das Banat aus; er kehrte erst im Juni nach Wien zurück.

Pezzl sagt: „Er ging bis an die türkische Grenze, besah die Festungswerke, die Truppen, die Manufacturen, den Feldbau, den Zustand des Bürgers in den Städten und des Bauers auf dem Felde. Die Türken sahen jetzt zum ersten Male ihren großen Nachbar."

Der Verfasser des Verzeichnisses der Nachtstationen [2]) notirt von dieser Reise durch Ungarn und das Banat nachfolgende Aufenthalte:

April 15. Raab, 16. Pest, 17. bis 19. Szegedin, 20. St. Miklos, 21. bis 23. Arad, 24. Lippova, 25. Kapolnack, 26. Lugos, 27. und 28. Karansebes, 29. Mehadia, 30. Schuganek; Mai 1. Dubova, 2. Persaka, 3. Fibidy, 4. Weißkirchen, 5. Ujpalanka, 6. Palvanistie, 7. und 8. Pancsova, 9. Tomaschowitz, 10. Beccy, 11. Kikinda, 12. Czoka, 13. bis 16. Temesvar, 17. Alibonar, 18. Titel, 19. bis 22. Peterwardein, 23. und 24. Semlin, 25 Kupinvoar, 26. Ratscha, 27. Vinkovce, 28. Brod, 29. Altgradisca, 30. bis 31. Essek; Juni 1. Essek, 2. Segsard, 3. und 4. Pest, 5. Papa, 6. und 7. Raab, 8. und 9. Preßburg, 10. nach Wien.

Auf dieser Reise befand sich in seiner Gesellschaft sein Schwager Albert Herzog von Sachsen-Teschen und der Graf Nostitz. Letzterer führte auch das officielle Reisejournal, in das Joseph täglich seine Wahrnehmungen dictirte. Daneben hatte er aber noch sein Privatnotizenbuch. Dasselbe ist ein Büchelchen in Lederformat aus einfachem Papier mit weißen Fäden zusammengenäht. Es umfaßt im Ganzen nur einen Bogen, und die Anmerkungen sind ohne jede Rücksicht auf Orthographie schlagwortartig notirt. [3])

Am 20. April kam Joseph zu Pferde von Szegedin her im Banate an.

---

[1]) Corr. I, S. 212.

[2]) Selliers de Morauville, Manuscript der k. k. Hofbibliothek.

[3]) Wiedereinverleibung des Temeser Banates in Ungarn im vorigen Jahrhundert von Dr. Eugen Szentklarow. (Auszug in der Grazer Ztg. 1880.)

Auf der nun folgenden Reise durch das Banat hatte Joseph II. 249 Stunden zu Pferde verbracht; der Aufenthalt im Ganzen hat aber einen Monat gedauert. Trotz der Raschheit dieser Rundreise und der Kürze des Aufenthaltes wurde der Zweck dennoch erreicht.

Dem Scharfblicke des Kaisers entgingen die zahlreichen Mängel und Gebrechen in der Verwaltung ebensowenig, als viele andere Mißbräuche.

Eingehende Aufmerksamkeit widmete der Kaiser den militärischen Verhältnissen, den Befestigungen in Arad, Temesvar und anderen Orten. Eine besondere Freude bereitete es ferner Joseph II., wenn er auf deutsche Einwohner traf; die Wünsche der deutschen Colonisten wurden im officiellen Reisejournal sorgfältig, ebenso die Anzahl der angesiedelten deutschen Familien u. s. w. vermerkt. Was für sociale Zustände damals in diesen Gegenden herrschten, lehrt die verzeichnete Thatsache, daß ein Gerichtshof vierteljährig im Durchschnitte 60 bis 70 Todesurtheile fällte. „Die Walachen werden so schlecht behandelt — heißt es im Reisejournal — daß sie oft gezwungen sind, ihre Häuser und Grundstücke Anderen zu überlassen und anderswohin zu ziehen, weshalb sie auch lieber ganz auswandern."

Joseph ließ die Leute vor sich kommen, befragte sowohl Vorgesetzte als Untergebene und hatte bald das Richtige herausgefunden. „Alles — so notirt Joseph — ist hier in größtem Mißvergnügen, Uneinigkeit, intriguen thun den Dienst verhindern, es geschieht wirklich gar nichts, was einer aprobirt, das desaprobiren die andern. So kann es nicht bleiben, oder es geht alles zu grund!"

Besser als alles andere illustrirt die damaligen Zustände in Ungarn die nachstehende drastische Bittschrift eines Unterthanen an Joseph: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften auf die Fischerei, den sechsten mit der Herrschaft auf die Jagd, der siebente gehört Gott, erwäge, barmherzigster Kaiser, wie ich Steuern und Gaben zahlen kann!" [1])

Beachtenswerth ist im Verlaufe der eigenen Aufzeichnungen des Kaisers die Bemerkung bezüglich der Rumänen und Serben. Diese gehorchen ihren Geistlichen unbedingt, unter den Serben aber gebe es dennoch schon mehrere, die durch Handelsverbindungen und durch den Verkehr mit anderen Völkern mehr abgeschliffen seien. Volksschulen seien bei Rumänen und Serben unbekannt, unter Tausenden finde sich

[1]) Joseph der Zweite. Eine Skizze. Leipzig 1786. S. 20.

nicht Einer, der des Lesens und des Schreibens auch nur in seiner Muttersprache kundig wäre; selbst den Richtern und Knesen fehle diese Kenntniß. Ein scharfes Auge hatte der Kaiser für die Beziehungen der Serben zu Rußland. Es bekümmerte ihn sehr, daß er in einem Dorfe einen geborenen Russen als Popen (Pfarrer) fand; da er diese Beziehungen zu Rußland als ein gefährliches Verhältniß betrachtete, deshalb schlug er vor, daß man fürderhin die liturgischen Bücher für die Serben in der neuen Druckerei zu Temesvar drucken lassen möge.

Seinem geliebten Bruder Leopold, ihm dankend für die schönen Briefe, die dieser an Joseph nach Ungarn gerichtet, schrieb er: „Dein Lob ist bis an die Thore Belgrads gedrungen.“ In einem Schreiben vom 11. Juni schildert Joseph seinem Bruder [1]) die Tour, die er gemacht, welche „Unordnungen“ er gefunden und wie er von Klagen erfüllt zurückgekommen, sowie daß er der Kaiserin-Königin ein Tableau der Administration und der festen Plätze, welche da bestehen, entwerfen werde. „Das sind Provinzen, so weit vom Centrum entfernt“, schreibt er, „daß man sie vergißt. Die Natur hat ihnen aber sehr viel Vorzüge gegeben, sowohl durch die schiffbaren Flüsse, welche sie durchziehen und einsäumen, als auch durch die Fruchtbarkeit des Bodens, die in der That unaussprechlich ist, denn hier wächst alles fast von selbst ohne alle Cultur.“

Auf Grund aller dieser Wahrnehmungen legte dann Joseph seiner kaiserlichen Mutter ein umfassendes Memorandum mit entsprechenden Abänderungsvorschlägen in der Landesverwaltung vor. Die Kaiserin-Königin genehmigte dieselben, und es wurde noch im Jahre 1768 im Systeme der Administration des Banates eine gründliche Veränderung vorgenommen.

Aus Ungarn heimgekehrt, begab sich Joseph nach wenigen Wochen wieder auf eine Tour, doch nur zu den Manövern seiner Truppen ins Lager nach Böhmen, wohin er über Mähren ging, und von wo er dann über Oberösterreich nach Wien zurückkehrte.

Das Itinerar [2]) verzeichnet als Nachtstationen: August 18. bis 21. Olschau, 22. bis 24. Königgrätz, 25. Jungbunzlau, 26. bis 28. Sedlitz, 29. bis 31. Prag; September 1. und 2. Kornhaus, 3. bis 5. Pilsen, 6. Budweis, 7. und 8. Linz, 9. St. Pölten, 10. wieder in Wien.

---

[1]) Maria Theresia und Joseph II., Corr. I, S. 220).

[2]) Manuscript der k. k. Hofbibliothek.

Die erste Reise nach Italien 1769.

„Rom, die Hauptstadt der Welt wegen der Denkmäler, so die berühmtesten Künstler daselbst aufgerichtet haben, Rom, dessen politische Einrichtung so sehr von anderen Staaten in Europa verschieden ist, dessen Interesse jener so entgegengesetzt ist, und deren Oberhaupt so wenig mit anderen großen Herren in Vergleich gesetzt werden kann, Rom mußte ihn vorzüglich reizen“ .....[1]) In diese Worte faßte ein zeitgenössischer Schriftsteller die besonderen Motive zusammen, welche Joseph — außer der Sehnsucht, den geliebten Bruder Leopold zu sehen — nach Italien, speciell nach Rom geführt. Und fand er auch im Augenblicke keinen Nachfolger Petri auf dem heiligen Stuhle sitzend, so war doch eben hier die Abhaltung des Conclave, aus dem gar bald Ganganelli als Clemens XIV. hervorging, bezüglich dessen Wahl Joseph unter die versammelten Cardinäle tretend den Wunsch ausgesprochen: Sie möchten einen Papst wählen, der würdig und zugleich geschickt sei, die Rechte der Religion zu behaupten.

Die Route nach Italien hatte Joseph Anfangs März über Obersteier (Knittelfeld 3. März) genommen, er ging dann durch Kärnten über Südtirol (4. bis 11. Wälsch-Michael), ferner über Roverbella, alla Concordia, Bologna, Ponte la Trave und kam am 16. März in Rom an.

„Unsere Reise — schreibt er von Rom 18. März an Maria Theresia[2]) — dauerte 13 Tage und drei Nächte und verlief ohne irgend einen Unfall oder eine Unbequemlichkeit sehr glücklich,“ und schon hat er, dank der liebenswürdigen Fürsorge des ihm aus Florenz hierher entgegengeeilten Bruders, in zwei Tagen einen Theil der Schönheiten von Rom gesehen, „die — wie er sich ausdrückt — in der That ganz wunderbar sind.“ „L'Eglise de St. Pierre entre autre enchante et étonne,” ruft er entzückt und zugleich verwundert aus.

Galt aber sein Aufenthalt in Rom, wie es dem Charakter der ewigen Stadt entsprach, vorwiegend den Sehenswürdigkeiten auf archäologischem und künstlerischem Gebiete, so boten sich dem forschenden Blicke Joseph's doch auch hier eine Reihe von Anregungen in volkswirthschaftlichem Sinne. „Er besuchte nämlich auch die Lust- und

---

[1]) Reise Joseph II. nach Italien (aus dem Französischen) von Mayer, Leipzig 1778, S. 70).

[2]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Corr. ... I, S. 244 ff.

Landhäuser der vornehmlichsten Cavaliere, wo er dann agricolen und anderen wirthschaftlichen Studien nachging und mit den Besitzern eingehende „Gespräche über die Pflichten der Großen“ führte, nach welchen die Italiener Herren ihn dann nicht genug loben konnten ob seines leitenden Satzes, „daß er eine solche Person sei, dessen Händen die Güter seiner Unterthanen anvertraut seien.“ [1])

Unter den Festlichkeiten, die man ihm zu Ehren in Rom gab, waren unter anderen eine großartige Illumination des St. Petersplatzes und der Peterskirche in allen ihren Theilen: Facade, Kuppel, Säulengänge, alles auf ein gegebenes Zeichen in vier Minuten angezündet, eine vortreffliche Musikaufführung im Hofe des Palazzo Sforza, ein großes Galadiner mit 600 Gedecken beim Fürsten Corsini, ein Bal paré beim Prinzen Doria, der aus dem 80 Fuß im Quarré messenden Hofraume seines Palazzo durch einen Gerüstbau bis zur Höhe der Galerie des ersten Stockwerkes einen kolossalen Prachtsaal in drei Tagen neu hergestellt hatte. [2])

Außerdem bot sich ihm aber hier in Rom auch „ein ganz eigenartiges Schauspiel“: ein Wettrennen mit ausländischen Pferden, die mitten durch die große Straße unter einer großen Menge Volkes und Kutschen mit erstaunenswürdiger Geschwindigkeit liefen; [3]) damit Joseph dies in voller Entwickelung bequem sich ansehen konnte, hatte Fürst Ruspoli „über den Mauern seines Hotels einen Thron aufrichten lassen“, von dem aus dann der Kaiser an diesem ihm neuen Sportvergnügen theilnahm.

Wo Joseph sich in Rom blicken ließ, überall wurde er vom Volke mit stürmischen Zurufen begrüßt, was ihn insoferne unangenehm berührte, als er befürchtete, es könnte dadurch dann der Osterwoche eine Störung erwachsen. [4])

Nach einem Zusammentreffen mit seiner Schwester, der Königin von Neapel, in Portici, einer Besteigung des Vesuv (3. April), der Besichtigung von Pompeji und einem abermaligen Aufenthalte in Rom (8. bis 10. April) begab sich Joseph zum Besuche seines Bruders Leopold nach Florenz, wo er dann vom 12. April bis 8. Mai ununterbrochen verweilte.

---

[1]) Mayer l. c. S. 74.

[2]) Dutens als Augenzeuge dieser Festlichkeiten, l. c. S. 59 ff.

[3]) Mayer l. c. S. 78.

[4]) Arneth, Maria Theresia und Joseph II. . . . I, S. 249.

Hier war es, wo Joseph ganz eindringliche systematische Studien in agricoler Richtung anstellte.

„Er begab sich — nach dem mehrcitirten zeitgenössischen Berichterstatter [1]) — in ein Lusthaus des Großherzogs, welches eine Meile von Florenz lag, er lebte da als Privatmann, alle Morgen ging er sehr früh mit einem Bedienten aus, verfügte sich in die Dörfer, unterredete sich mit den Pächtern und stellte mit ihnen Betrachtungen über alle Theile des Ackerbaues an. Er hatte während seines Verweilens im Staate seines Bruders weiters vielfach Gelegenheit, sich von Leopold's weiser Regierung und namentlich von dessen ausgezeichneter Fürsorge für die Hebung von Handel, Industrie und Landwirthschaft durch hochherzige Befreiung von bisher so drückenden Abgaben und anderen Hindernissen durch den Augenschein zu überzeugen. Es hatte unter Anderen der Großherzog den Landleuten die Freiheit verstattet, ihre Ernten, wann und wie es ihnen nur gefiel, zu halten; es ward, um die Bevölkerung auf dem Lande zu befördern, eine Heirathsbeisteuer aus der großherzoglichen Schatzkammer in der Summe von 250.000 Livres bestimmt, „die mit fünf Procent verinteressirt wurde, um davon arme Landmädchen, vornehmlich in denjenigen Landestheilen, die wenig bevölkert, auszustatten" und „wo es anderseits dem Landmanne an Mitteln fehlte, sich den zur Landwirthschaft gehörigen Hausrath anzuschaffen". Die Abgaben, die beim Kauf und Verkauf des Viehes entrichtet werden mußten, wurden aufgehoben &c. &c. Eine Gesellschaft dankbarer Patrioten hatte zur Erinnerung an diese dem Großherzogthume Toscana durch Leopold verschafften Wohlthaten eine Denkmünze auf ihn prägen lassen mit den Inschriften: Libertate frumentaria restituta opes auctae und Principi providentissimo!

Dem Aufenthalte Joseph's in Florenz folgten Besuche an den Höfen in Parma (10. bis 13. Mai) und in Turin (13. bis 19. Juni); inzwischen war er wiederholt auf einige Tage nach Florenz gekommen, auch hatte er sich Bologna, Pisa, Livorno, wiederholt Mantua, dann Cremona, Lodi, Pavia angesehen.

In Parma besuchte er die altberühmte Ritterakademie, sowie die vor Kurzem gestiftete Akademie der schönen Wissenschaften und der Künste. Ueber Turin, das er „die schönste Stadt" nennt, die er in Italien gesehen [2]) machte er einen Ausflug „nach den Weinbergen der Königin", gleichwie er seine ganze Aufmerksamkeit der hier jüngst

[1]) Mayer l. c. S. 90.

[2]) Maria Theresia und Joseph II. Ihre Corr. I, S. 238.

ins Leben gerufenen Gesellschaft des Ackerbaues widmete. Waren ja gerade um dieselbe Zeit auch in Oesterreich durch seine Mutter mehrere Gesellschaften des Ackerbaues und der nützlichen Künste errichtet worden. Von Turin kam er, nach einer mit den zwei savoyischen Prinzen in die Berge und zur Besichtigung der Festungswerke bei großer Kälte auf der Höhe und bei Schneefall gemachten Excursion, an den herrlichen Comersee, den er in der That sehr schön findet, durch zwei Tage sich an dessen Anblicke weidend (21. und 22. Juni[1]) und nach Mailand (23. Juni).

Hier in seinem eigenen Staate, wo sein Bruder Ferdinand die Regierung leitete, ertheilt er Audienzen und nimmt unter anderen die Vorstellungen wegen Verminderung der Abgaben entgegen, welche dann auch erfolgte.[2]) Er muß hier den viel kürzer projectirt gewesenen Aufenthalt weiter erstrecken, „denn unglaublich ist — wie er sich wörtlich seiner Mutter gegenüber ausdrückt[3]) — die Zahl der Leute, die mich sprechen will". Er ist tagsüber so beschäftigt, daß er erst am Abend dazu kommt, die sehenswerthen Fabriken — in Seide, Leinwand und Tressen — und Anstalten, darunter die Maria Theresia-Universität, die 1766 das neue großartige Gebäude erhalten, und die 1764 errichtete Akademie der Baumeister und Bildhauer zu besuchen.[4])

Nachdem er sich also in Mailand zu lange aufgehalten, eilte er — da er schon wieder zurück sein wollte — ohne auf dieser Tour seinen Wunsch, Venedig zu sehen, erfüllen zu können, zu Land über Görz nach Wien, wo er am 8. Juli eintraf.

Reise nach Mähren und Böhmen 1769.

(Joseph ackert in Mähren. — Zusammenkunft mit König Friedrich II.)

Die diesmalige Fahrt Josephs zu den Manövern in Böhmen erhielt in doppelter Beziehung eine hervorragende Bedeutung für alle Folgezeiten, einerseits durch die so überaus und allerorts populär gewordene agricole Scene: „Joseph mit dem Pfluge" andererseits durch die hochpolitische Entrevue mit dem bisherigen Gegner Oesterreichs, mit König Friedrich II. von Preußen.

---

[1]) Corr. I, 298.

[2]) In einer Höhe von 200.000 fl. Mayer l. c. S. 98.

[3]) Corr. I, S. 299.

[4]) Ibid.

Wir können getrost von einer eingehenden Schilderung der erstgenannten, so vielfach beschriebenen Episode aus dem Leben des volksfreundlichen Kaisers in Mähren absehen, wo er am 10. August 1769 auf dem Gebiete der fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft Posorsič unweit Rausnic auf dem Felde eines Landmannes eigenhändig den Pflug geführt und damit einen Sturm jubelnder Begeisterung in allen agricolen Kreisen des weiten Reiches und fernhin über Oesterreichs Marken hinaus erregt hat. Das vom vortrefflichen Fürsten Wenzel Liechtenstein sofort (1769) an Ort und Stelle errichtete darauf bezügliche Denkmal, sowie das sogenannte Bauerndenkmal in Slawikowec, das zum 100. Gedenktage des den gesammten Bauernstand so hoch ehrenden Ereignisses 1869 neu hergestellt und in Gegenwart Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Karl Ludwig, des erhabenen Förderers der geistigen und materiellen Interessen von Kunst, Industrie, Bodencultur, in Vertretung Seiner Majestät des Kaisers und im Beisein unabsehbarer Volksmassen feierlichst enthüllt wurde — diese beiden Denkmale, sie dienten und dienen zur bleibenden Erinnerung an diese volksthümliche That Joseph II. den Bewohnern der beglückten Hanna als Augpunkte für die noch heute frischlebende Tradition!

Nachdem sich Joseph den 18. bis 21. August in Olschau aufgehalten, machte er sich am 22. zur Begegnung mit Friedrich II. nach der preußisch-schlesischen Festung Neisse auf,[1]) wo er am 25. Früh eintraf und bis 28. August verblieb.

Auch zu dieser Entrevue war Joseph unter seinem beliebten Incognito eines Grafen von Falkenstein[2]) gekommen und nahm auch hier in Neisse in einem Gasthause[3]) sein Absteigequartier. Er begab sich sofort nach der Ankunft geradenwegs zum Könige, wo nach den Begrüßungen mit Friedrich, mit dem Prinzen Heinrich und dem Prinzen von Preußen der Kaiser und der König alsbald allein blieben und gleich die erste Besprechung hatten. Und die Besprechungen, „Unterhaltungen", Conversationen dauerten während des dreitägigen Aufenthaltes in Neisse täglich an 16 Stunden, denn auch die Zeit der Diners, Soupers, des Theaterbesuches über wurden sie fortgesetzt. Sie erstreckten

---

[1]) Die Bewohner treiben lebhaften Handel mit Wein und Leinwand. Hübner l. c. S. 1374.

[2]) Oeuvres de Frederic le Grand. Berlin. Tom. VI, p. 24 á 26.

[3]) Maria Theresia und Joseph II. Corr. I, S. 301 Anm. 1.

sich über die verschiedensten Gegenstände[1]) und namentlich ward die öffentliche Unterhaltung sprunghaft von einem Fach zum anderen geführt.

Sehr wenig jedoch verbreitete sich Friedrich dabei über Finanzgeschäfte, indem er offen gestand, daß dies nicht seine Lieblingspartie sei.[2])

Andere innere Einrichtungen bildeten aber, wie auch aus seinen Reden ersichtlich, sein eingehendes Studium. „Er hat mir erzählt — schreibt Joseph an seine Mutter[3]) — wie er sich bemühe, jene Gegenden, die durch den Krieg von Menschen entblößt worden, neu zu bevölkern, wie er sich bemühe, den Handel blühend zu gestalten, wie er thatsächlich in Schlesien eine „Gesellschaft" (société) wolle und aus seinen eigenen Mitteln Geld hergebe, damit der Adel die im letzten Kriege contrahirten Schulden bezahlen könne, wie er, diese Arrangements zu fördern, in den Landen herumreise, u. s. w. u. s. w.

In innigstem Zusammenhang aber mit der politischen Tendenz der Entrevue, die eben aus den letzten überraschend großen Erfolgen der Russen gegen die Türkei (in der Moldau) beziehungsweise aus der durch diese Erfolge entstandenen gemeinsamen Gefahr für die Höfe von Berlin und Wien hervorgegangen war, erscheint die im Laufe der Unterhaltungen hingeworfene Erzählung, daß der griechischen Religion angehörige Kaufleute aus Ungarn die letzten Siege der Russen in Breslau durch ein öffentliches Fest gefeiert hätten. . . . . . ![4])

Die Begegnung der beiden Fürsten, die im Buche der Geschichte ihrer Völker als die Großen bezeichnet werden, endete mit dem zu Neisse selbst noch abgefaßten und unterzeichneten „ängstlich geheimgehaltenen" Vertrage betreffend die treue Festhaltung am Frieden zwischen Oesterreich und Preußen und die Erklärung der Neutralität bei einem allfälligen Kriege (zwischen England und Frankreich). Mit Bezug auf Rußland habe Joseph ihm gegenüber — schreibt Friedrich[5]) — gar kein Hehl daraus gemacht, wie weder er, noch seine Mutter es je dulden würden, daß die Russen im Besitze der Moldau und Walachei blieben!

---

[1]) Maria Theresia und Joseph II. Corr. I, S. 301 ff.
[2]) Ibid. l. c p. 309.
[3]) Ibid. l. c.
[4]) Ibid. l. c.
[5]) Oeuvres de Frederic le Grand. Tom. VI. p. 26.

Von Neisse aus traf Joseph dann bei den Truppenmanövern in Böhmen ein und besuchte bei dieser Gelegenheit Nachod und Königgrätz, weilte in Skalka (um den 1. September), dann in Prag (2. bis 5.), Kornhaus (6. bis 8.), Pilsen (9. bis 11.), sohin wieder in Prag (12. und 13.), und fuhr am 14. nach Wien, wo er Tags darauf anlangte.[1])

[1]) Itinerar.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Baron Wüllerstorf

und die Entwickelung des Freihandels in der österreichisch-ungarischen Monarchie.

Von Alexander v. Matlekovics.

I.

„Memoiren sind es eigentlich nicht, wer würde sich erkühnen, solche der Wahrheit entsprechend zu schreiben, und wer wollte nur Oberflächliches liefern!“ Mit diesen Zeilen erhielt ich die vermischten Schriften des Viceadmirals Bernhard Freiherr von Wüllerstorf-Urbair aus den Händen der Gattin des Verstorbenen, der Gräfin Leonie Wüllerstorf-Rothkirch, welche dieselben in 200 Exemplaren in Graz als Manuscript verlegen ließ. Und es ist besser, daß nicht Memoiren, sondern ein Theil der Werke Wüllerstorf's erschienen; denn auf diese Weise haben wir vor uns nicht die subjective Beurtheilung der Ereignisse, sondern die Ideen und Ansichten, welche direct auf die Ereignisse Einfluß genommen haben. Diese Schriften werfen ein solches Licht auf die Thätigkeit Wüllerstorf's, charakterisiren derart jenen Zeitabschnitt, in welchem er an der Spitze der Führung der Volkswirthschaft Oesterreich-Ungarns stand, daß das Studium derselben und die Durchforschung der damaligen Verhältnisse um so interessanter ist, als es einerseits die gehörige Beleuchtung der Thätigkeit eines theilweise verkannten Staatsmannes, andererseits aber auch die Würdigung der Erfolge möglich macht, welche der Freihandel und die liberale Wirthschaftspolitik thatsächlich aufweist.

Freiherr von Wüllerstorf-Urbair, seinem Berufe nach Marineofficier (damals Viceadmiral), wurde nach langem Suchen in das Cabinet Belcredi an die Spitze des Handelsministeriums berufen. Die Rolle, welche dieses Ministerium hauptsächlich in Folge der Sistirung

der Verfassung in Oesterreich spielte, sowie auch andere unliebsame Verhältnisse haben das Wirken des Freiherrn von Wüllerstorf namentlich bei den österreichischen Schriftstellern und bei der öffentlichen Meinung Oesterreichs in ein unrichtiges Licht gestellt. Die kurze Zeit, während welcher Wüllerstorf die Handelspolitik der Monarchie leitete, war in politischer Hinsicht für die Monarchie von viel zu großer Bedeutung, als daß das auf volkswirthschaftlichem Gebiete Geschehene gehörig gewürdigt werden konnte. Das Inslebentreten des Concordats, die Revision der österreichischen Verfassung, die Ausgleichsversuche mit Ungarn, der italienische und später der preußische Feldzug haben die öffentliche Meinung, die Aufmerksamkeit der politischen Kreise, die Thätigkeit des socialen Lebens viel mehr zu sich gezogen, als daß die Wendung der Handelspolitik und die Begründung einer neuen Aera damals überhaupt gewürdigt werden konnte. Und als das Bestreben des Freiherrn von Wüllerstorf endlich die Principien des Liberalismus zur Geltung brachte, war man bestrebt, seine Thätigkeit auch deshalb zu verunglimpfen, weil er Mitglied eines bei der öffentlichen Meinung Oesterreichs nicht beliebten Ministeriums gewesen war.

Ein Vierteljahrhundert beinahe ist seitdem verflossen; die Zeiten waren dem verfassungsmäßigen Leben der österreichisch-ungarischen Monarchie günstig; jetzt können wir ruhig und ohne Befangenheit die Thätigkeit jenes Staatsmannes betrachten, mit dem die volkswirthschaftliche Entwickelung der Monarchie in engerem Zusammenhange steht. Sein Name wird zwar dann, wenn die Rede von dem volkswirthschaftlichen Gedeihen der Monarchie oder des Durchbruches der handelsfreiheitlichen Richtung die Rede ist, selten genannt, und wenn er genannt wird, so geschieht es in einer Weise, wie dies seiner Thätigkeit, seines Strebens und seiner Arbeit nicht würdig ist. Ohne Vorurtheil, ohne Befangenheit lesen wir jetzt seine Schriften, studiren wir seine Ansichten, welche er in seinen Werken hinterließ; wir blicken zurück in die Zeiten, in welchen diese seine Ansichten entsprungen; wir vergleichen das Geschehene und die Gestaltungen mit den durch ihn entwickelten Ideen und müssen unseren Hut vor dem Andenken eines Mannes erheben, der die Wünsche seiner Zeit verstand und mächtig bestrebt war, jene Hindernisse und Vorurtheile zu vernichten, welche in Oesterreich in Folge der Gewohnheit von Jahrzehnten und der Antipathie gegen Neuerungen dominirten. Unleugbar hat die volkswirthschaftliche Theorie damals die liberale Richtung fast ohne Widerspruch zur Geltung gebracht, unleugbar ist es, daß die Regierungen der europäischen

Staaten in der Praxis diesen Ideen damals Geltung verschafften. Wenn wir jedoch bedenken, daß die maßgebenden Elemente in Oesterreich, namentlich seit der verfassungsmäßigen Aera, immer an der Seite der schutzzöllnerischen Richtung standen und immer die Absperrung des Auslandes im Interesse der heimischen Industrie forderten; wenn wir in Betracht ziehen, daß beispielsweise der mit Deutschland am 11. April 1865 abgeschlossene Handelsvertrag durch den Reichsrath erst dann votirt wurde, nachdem die Regierung die Erklärung abgab, daß die Vertragszölle gegenüber anderen Staaten nicht in Anwendung kommen sollen: da kann man die Behauptung nicht aufstellen, daß die dominirende Strömung den leitenden Staatsmann mit sich riß und zum Liberalismus unbewußt hintrieb, sondern man muß es anerkennen, daß trotz der bestehenden Hindernisse er es war, welcher die Strömung gegen die freiheitliche Richtung aufsuchte, und daß er es war, der die sich widersetzenden Elemente dazu nöthigte, daß sie mit dieser Strömung vorwärts schreiten mußten.

II.

In den Schriften von Wüllerstorf finden wir überall — wie es dies dem in die Ferne blickenden, vor sich immer große Räume sehenden Seemann geziemt — die Principien einer liberalen Wirthschaftspolitik. Nach seiner Ansicht sollte jede Nation dahin trachten, daß die Volkswirthschaft des Landes erblühe. Bei der jetzigen Entwickelung der Welt ist die Volkswirthschaft eines Landes, der Einfluß, den ein Land auf das wirthschaftliche Leben des anderen übt, jene Grundlage, welche in jeder Hinsicht Kraft verleiht, welche der Nation geistige, moralische und politische Macht giebt.

„Die Existenz eines Volkes hängt heutzutage von der nützlichsten Verwerthung seiner Mittel und seiner Arbeit und von seinen Beziehungen zu anderen Völkern ab“ (Mittheilungen über den Handel in den verschiedenen von Sr. Majestät Fregatte „Novara“ berührten Ländern).

„Als Seemann, als Vertheidiger des praktischen Standpunktes, will es mich wenigstens bedünken, es sei die Regelung unserer volkswirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse die eigentliche Aufgabe jedes Vaterlandsfreundes, sie sei wichtiger, als die unbeugsame Aufrechterhaltung mancher adoptirter Grundsätze innerer und nationaler Politik, welche heutzutage das Feld in Oesterreich zu behaupten drohen“ (ebendaselbst).

„Politische Combinationen, Verbindungen mit anderen Nationen können wohl für den Augenblick das Uebel (den Verlust der politischen Macht) vermeiden, aber wir wissen nur zu sehr aus eigener Erfahrung, inwieweit wir auf Allianzen rechnen dürfen, und sollten mehr denn je unsere eigenen Kräfte entwickeln und auf dieselben vertrauen. In der Politik wie im Leben kann nur der Stärkere mit Gewißheit auf Freunde rechnen“ (Ueber die Wichtigkeit des Adriatischen Meeres für Oesterreich und dessen Vertheidigung).

„Die Diplomatie gebietet nur über ein Feld, das in Schrift und Wort ein Einverständniß möglich macht, sie rechnet mit Factoren, welche mehr der politischen Vernunft, als den materiellen Interessen ihre Grundlage verdanken. Ein festeres Band wird aber gezogen, wenn nicht allein die Regierungen die Ueberzeugung der Nothwendigkeit freundschaftlichen Zusammengehens gewonnen, sondern wenn die Völker einen Interessenbund eingehen, den selbst politische Meinungsverschiedenheiten zwischen den jeweiligen Regierungen kaum zu zerstören im Stande sind. Wenn das Wohl und Wehe der Einzelnen in einem Lande abhängig wird von der Eintracht und von dem ungestörten Verkehr mit einem anderen Lande, dann können wohl vorübergehende Stürme über beide hinweggehen, aber die Völker einigen sich bald wieder auf dem Boden der materiellen Interessen, auf welchem sie gewohnt waren, sich auszugleichen und zu ergänzen. Die Freundschaft aus politischer Ueberzeugung ist sehr löblich, die Freundschaft aus Gewohnheit und aus Interesse ist aber sicherer und fester“ (Betrachtungen über die Fortsetzung der Kronprinz Rudolfbahn bis ans Meer oder bis zur Reichsgrenze).

Von Bosnien sprechend wünscht er nicht die politische, sondern die wirthschaftliche Occupation, indem er sagt: „Umklammern wir sie mit eisernen Armen, und lassen wir Blut und Leben in einen Organismus hinüberfließen, der eine Vervollständigung unseres volkswirthschaftlichen Körpers sein kann, ohne daß es nothwendig oder wünschenswerth wäre, ihn auch politisch an uns zu bringen. Das scheint uns eine vorsichtige Politik der Zukunft zu sein, die besonnen und ruhig den Fortschritt und die Interessen von Völkern fördert, welche sich die Hand bieten müssen zu gemeinsamem Vortheil. Eine solche Politik ruft keine diplomatischen oder sonstige ernste Conflicte hervor, sie bedingt aber, daß man die äußeren Angelegenheiten auch vom nationalökonomischen Standpunkte erörtere und dem Interessenleben der Völker die umfassendste Sorgfalt widme“ (Volkswirthschaftliche Studien III. Handelspolitische Ziele).

III.

Für die materielle Entwickelung eines Landes hielt Wüllerstorf die richtige Entfaltung der Verkehrsmittel, die zweckentsprechende Ausnützung des Meeres und eine liberale Handels- und Zollpolitik für unbedingt nothwendig.

In seinen Schriften und auch bei seiner Thätigkeit als Minister legte er großes Gewicht auf die richtige Entwickelung der Verkehrsmittel.

„Schlechte, indirecte oder unvollkommene Verkehrswege zwischen den Weltmärkten sind eine Verschwendung an Kraft und Zeit, an materiellen Mitteln und an geistiger Thätigkeit. Sie hindern die Entwickelung der Bevölkerung nach jeder Richtung hin, fördern die örtlichen Vorurtheile und die patriarchalische Indolenz und schließen jede Möglichkeit und Hoffnung aus, die eigene geistige und materielle Arbeit zu verwerthen, also auch die Nothwendigkeit und selbst den Wunsch, dieselbe zu leisten. Durch Gesetze können solche Uebelstände nicht beseitigt werden. Gesetze können im besten Falle die Ordnung aufrecht erhalten, den Besitz sichern, die Anwendung der Kräfte erleichtern und dadurch die Arbeit fördern; letztere aber zu schaffen, sind sie nicht im Stande, wenn die Bevölkerung kein Interesse daran hat, geistig und materiell thätig zu sein. Der Unterricht selbst ist unter solchen Verhältnissen von keiner nachhaltigen Wirkung und der Zucht einer Treibhauspflanze zu vergleichen, für welche der Boden in freier Luft, die praktische Grundlage ihres Gedeihens, nicht vorhanden ist. Dieser Boden, diese praktische Grundlage, ist für den mittleren Menschen das materielle Interesse, und ohne Aussicht auf greifbaren Gewinn ist jede nachhaltige sittliche und productive Thätigkeit eines Volkes undenkbar" (Volkswirthschaftliche Studien I. Der Verkehr und die Cultur).

„Schlechte und unsichere Verkehrswege sind eine Verschwendung an Zeit und Kraft beim Transporte von Gütern und Werthen, sie wirken wie Steuer, welche auf Production und Erzeugung gelegt ist, die aber in diesem Falle Niemand erhebt, und wodurch die Preise der Güter erhöht, also ihre Preiswürdigkeit und Concurrenzfähigkeit am Absatzorte vermindert werden."

„Niedrige Frachten auf den Verkehrswegen zu Wasser und zu Lande sind nur dann möglich, wenn die Verkehrsmittel nach einer wie nach der anderen Richtung gleichmäßig in Verwendung stehen, wenn also für die Ausfuhr wie für die Einfuhr in gleichem Maße gesorgt ist. Muß ein Schiff leer zum Hafen kommen, um dort eine Ladung einzunehmen, so kommen zu den Kosten des Gütertransportes,

auch jene der unbefrachteten Reise. Ebenso verhält es sich, wenn die Ausfuhr aus dem Lande bedeutend größer ist als die Einfuhr, weil zu den Transportkosten der Güter noch jene hinzukommen, welche die zurückkehrenden leeren Wagen erfordern. Die Ausfuhr wird also in diesem Falle vertheuert und minder concurrenzfähig gemacht, wodurch ein regelmäßiger Gang derselben unmöglich ist, weil die Güter nur dann ins Ausland gehen, wenn die zufälligen höheren Preise daselbst auch die übermäßigen Transportkosten ersetzen können."

„Der Verkehr kann nur dann größeren Umfang annehmen, wenn der Transport der Waare regelmäßig, in kürzester Zeit und mit möglichst niedrigen Frachten vor sich geht."

„Die Communicationen eines Reiches müssen vor Allem die großen Absatzorte mit den Mittelpunkten der Erzeugung im Allgemeinen und speciell in Verbindung setzen. Dadurch entsteht ein Hauptnetz von Reichsverkehrswegen, welche aber nur dann ihre volle Verwerthung erlangen, wenn Nebenwege oder Vicinalwege die Arterien des Verkehrs ernähren. Wird also ein Hauptnetz hergestellt, so ist es auch erforderlich, daß für die einmündenden Nebenwege gesorgt werde, damit das ganze Land der Vortheile der ersteren theilhaftig werde."

„Solche Communicationen verdienen die größte Beachtung, auf welchen der Transitoverkehr belebt werden kann, denn dadurch wird der Ertrag desselben gemehrt und die Möglichkeit geboten, die Frachtsätze der Verkehrsmittel herabzusetzen, was nur bei lebendigem Verkehr, oder wenn dieser hervorgerufen wird, möglich ist" (Volkswirthschaftliche Grundsätze).

Diese Grundsätze leiteten Wüllerstorf bei seiner Eisenbahnpolitik; er wies auf die außerordentlich günstige Lage der Monarchie hinsichtlich des Verkehrs hin; die Monarchie liege im Herzen Europas; ihr Beruf ist, den Osten mit dem Westen zu verbinden; das Schwarze Meer mit dem Adriatischen Meer in Zusammenhang zu bringen; die fruchtbarsten Theile Europas mit den industriereichsten Ländern zu verknüpfen. Im Jahre 1866 entwarf er ein „Eisenbahnnetz für die österreichische Monarchie" und veröffentlichte dasselbe in der „Oesterreichischen Revue",[1]) um es zum Gegenstand der Besprechung zu machen. „Es war dies das erste Eisenbahnprogramm in Oesterreich — sagt Scherzer — welches zugleich den Weltverkehr ins Auge faßte und nicht blos eine Verbindung mit den Productions- und Consumtionscentren

[1]) „Oesterreichische Revue." Jahrgang 1866. Heft IX, S. 22. (Mit einer Uebersichtskarte.)

in Europa herzustellen beabsichtigte, sondern auch die großen Handelslinien des Weltverkehrs mit Rücksicht auf Oesterreich eingehend beleuchtete."

Als Kritik dieses Entwurfes kann man einfach darauf hinweisen, daß jetzt nach beinahe einem Vierteljahrhundert das Eisenbahnnetz der österreichisch-ungarischen Monarchie im Großen und Ganzen thatsächlich dem Entwurfe entspricht, — und doch, wie gering, zerrissen und planlos war das Eisenbahnnetz der Monarchie dazumal, als Wüllerstorf seinen Entwurf machte!

Bei der Verfertigung des Eisenbahnnetzes ging er von dem Gesichtspunkte aus, daß das Netz möglichst dicht sei, denn ein dichtes Eisenbahnnetz belebt den Verkehr; der lebhafte Verkehr wirke auf die Thätigkeit der Bevölkerung, ja selbst auf die Vermehrung derselben; die österreichisch-ungarische Monarchie habe aber eine so dünne Bevölkerung, daß man schon deshalb dahin wirken müsse, alle jene Factoren zu entfalten, welche die Volksvermehrung begünstigen. Andererseits hatte er den Wunsch, die Verbindung der Monarchie mit ausländischen Eisenbahnen und den Wegen des Weltverkehrs zu erreichen, und betrachtet die Monarchie als einen ergänzenden Theil der civilisirten Welt.

Bei seinem Bestreben dient ihm jedoch zur Richtschnur, daß die Einheit und Zusammengehörigkeit der Monarchie erhalten bleibe und die damals zur Herrschaft gelangten Aspirationen der Nationalitäten im Eisenbahnnetze nicht auch noch zur Geltung gelangen. Er fühlte es zwar sehr, daß das Eisenbahnnetz der österreichisch-ungarischen Monarchie kein so centralistisches sein kann, wie z. B. das Eisenbahnnetz Frankreichs es ist, — dagegen spräche nicht nur die politische Eintheilung, sondern selbst die geographische Lage der Monarchie, — und in seinem Eisenbahnnetze ist unter anderen Budapest als einer der Knotenpunkte des Netzes keineswegs vernachlässigt; natürlich aber schenkt er Wien, als der Hauptstadt der Monarchie, die Aufmerksamkeit, welche ihr nicht nur in Folge ihrer Wichtigkeit, sondern auch als Residenzstadt gebührt.

Die Hauptzüge seines Entwurfs des Eisenbahnnetzes für Oesterreich-Ungarn sind folgende:

I England, Holland und die Häfen der Nordsee sollen mit der Monarchie und über sie mit der Türkei, mit Persien und mit den Ländern des Kaukasus verbunden werden. Hierzu dienen zwei Eisenbahnlinien: a) Von Wien über Budapest, Großwardein, Klausenburg, Kronstadt

bis zur Grenze des Reiches; b) von Wien über Budweis, Pilsen und Eger bis an die Reichsgrenze. Diese beiden Linien sind jetzt fertig, mit einer Länge von 1766 Kilometer, wovon 1200 Kilometer auf Ungarn (österreichisch-ungarische Staatsbahn und ungarische Staatsbahnen), 508 Kilometer auf Oesterreich fallen. Als jedoch Wüllerstorf seinen Plan machte, war nur die Strecke Wien-Budapest-Großwardein, zusammen 509 Kilometer, dem Verkehr übergeben; der Anschluß an Rumänien erfolgte erst im Jahre 1873; die Eisenbahnlinie Wien-Budweis-Pilsen-Eger ist in ihrer ganzen Länge erst im Jahre 1872 dem Verkehre übergeben worden.

II. Die zweite Direction, welche der Entwurf vorschlug, wollte Südrußland (Odessa) mit Westeuropa (Frankreich und Schweiz) in Verbindung bringen, in Ostungarn selbst aber die reichen Salzbergwerke und die Getreidegegenden Ungarns, sowie die industriereichen Gegenden Oesterreichs verbinden. Deshalb sollten folgende Linien ausgebaut werden: a) Von Wien über Budapest, Debreczin, Szathmárnémeti, Szigeth und Kornolungi an die rumänische Grenze; b) von Wien über Linz und Salzburg bis zur bayerischen Grenze einerseits, und andererseits über Salzburg, Rosenheim, Kufstein, Innsbruck, Bregenz und Feldkirch bis zur Schweizer Grenze; c) von Wien über Bruck, Leoben, Rottenmann, Radstatt, Mittersil und Innsbruck gegen Bregenz; d) von Wien über Bruck, Villach, Brixen, Bozen und Glurns bis zur Schweizer Grenze.

Dieses Netz ist — soweit es die Durchfuhr über die Monarchie beabsichtigte, also den Weltverkehr zu erreichen wünschte — auch bis jetzt noch nicht ausgebaut. Die ungarische Linie geht nur bis Marmaros-Szigeth, weiterhin gegen die Grenze nach Rumänien ist keine Fortsetzung zu Stande gekommen; ebenso verblieb ein Anschluß an die Schweiz, indem die Fortsetzung über Bozen zwar bis Meran erfolgte, aber weder nach Glurns, noch weniger aber weiter bis zur Schweizer Grenze keine Verbindung geplant wird. Thatsächlich ist je ein Anschluß an Bayern und an die Schweiz fertiggestellt, und somit dient dieses Netz hauptsächlich dem Verkehre der Monarchie mit Frankreich, Deutschland und mit der Schweiz. Die Länge dieses Netzes beträgt 2721 Kilometer, und zwar fällt auf die Linie Wien-Budapest-Debreczin-Szathmárnémeti-Szigeth 1132 Kilometer. Von diesem Netze waren damals, als der Entwurf gemacht wurde, nur die Linie Wien-Budapest-Debreczin 456 Kilometer., Wien-Bruck 160 Kilometer, Wien-Linz-Salzburg 320 Kilometer und Innsbruck, Kufstein 74 Kilometer,

zusammen 1010 Kilometer im Verkehre; ein directer Verkehr war noch nicht möglich.

III. Die dritte Gruppe von Linien sollte die österreichisch-ungarische Monarchie und das mit ihr verbundene Ausland in der kürzesten Weise zur Adria führen. Dieses Netz sollten folgende Linien bilden: a) Von Wien über Tyrnau, Altsohl, Neusohl, Kabsdorf, Kaschau, Przemysl, Lemberg und Brody bis an die russische Grenze; b) Von Wien über Gänserndorf, Lundenburg, Oderberg, Krakau bis zur Reichsgrenze; c) von Wien über Bruck, Graz, Steinbrück nach Triest und Fiume; d) von Wien über Bruck, Graz, Steinbruck, Agram und Karlstadt nach Sebenico, Spalato und wenn möglich bis Ragusa, ferner über Steinbrück nach Triest und Fiume und von Karlstadt nach Fiume und Zengg; e) von Tarnopol über Stanislau, Munkács, Tokaj, Miskolcz, Budapest, Stuhlweißenburg, Kanizsa nach Agram, Triest und Fiume, Spalato; f) von der sächsichen Grenze von Bodenbach (Aussig) über Prag, Gmünd, Rottenmann, Villach einerseits nach Triest andererseits über Graz nach Agram, Fiume und Spalato, wenn möglich selbst bis nach Ragusa.

Diese Gruppe ist der Hauptsache nach — mit zwei unwesentlichen Veränderungen — thatsächlich ausgebaut. Die Veränderungen bestehen darin, daß die nach Rußland gehende Linie nicht über Tyrnau, Neusohl, Altsohl und Kabsdorf Ungarn durchschneidet, sondern, der Natur des Centralknotens Budapest entsprechend, über Budapest-Miskolcz-Szerencs in zwei Richtungen, entweder über Legenye-Mihály oder über Munkács, nach Lemberg geht und bei Brody die russische Grenze erreicht. Eine zweite Verschiedenheit besteht darin, daß die dalmatinischen Häfen weder mit Fiume noch mit Karlstadt in directe Verbindung kamen, und mit Rücksicht darauf, daß die occupirten Länder durch Oesterreich-Ungarn verwaltet werden, müssen die Bahnen Dalmatiens mit ihrem nunmehrigen Hinterlande Bosnien und Herzegowina ihre weiteren Eisenbahnverbindungen auch mit dem ungarischen und österreichischen Eisenbahnnetze suchen.

Bei Tarnopol ist zwar die Bahn bis Hussiatyn an der russischen Grenze ausgebaut, hat jedoch hier keinen Anschluß an die russischen Bahnen; der Anschluß ist weiter oben bei Wolozýsk oder bei Brody.

Dieses Eisenbahnnetz hat jetzt eine Länge von 6745 Kilometer; als der Entwurf gemacht wurde, waren 2775 Kilometer, also kaum ein Drittel der Bahnen im Verkehr.

IV. Eine vierte Gruppe von Bahnen sollte die industriereichen Gegenden der österreichisch-ungarischen Monarchie mit dem Süden Europas und hauptsächlich mit der Türkei in Verbindung bringen. Diesbezüglich enthielt der Entwurf folgende Linien: a) Von Wien einerseits über Iglau und Pardubitz, andererseits über Brünn und Mährisch-Trübau bis zur Reichsgrenze; von Brünn über Hradisch und Trentschin zur Kaschau-Oderbergerbahn, mit einer Abzweigung nach Budapest; b) von Wien über Gmünd, Prag, Rakowitz und Komotau bis zur sächsischen Grenze; c) von Wien über Oedenburg, Kanizsa und Essegg nach Semlin; d) von Wien über Raab, Stuhlweißenburg, Szegedin nach Temesvár und von da einerseits nach Orsova und anderseits nach Báziás; e) von Wien über Budapest, Arad, Karlsburg, Hermannstadt zum Rothenthurmpaß mit einer Abzweigung ins Zsilthal und zum Bodzapaß.

Dieses Netz ist im Großen und Ganzen dem Verkehr thatsächlich übergeben, mit der Modification, daß von Brünn gegen die Reichsgrenze die Bahn nicht über Mährisch-Trübau, sondern über das mehr nach Westen liegende Böhmisch-Trübau zieht; daß ferner mit Berücksichtigung des Knotenpunktes der ungarischen Bahnen, also der Hauptstadt Budapest, die Verbindung von Wien nach Szegedin über die Donau nicht bei Stuhlweißenburg, sondern bei Budapest — und so ebenfalls Wien und Semlin nicht über Oedenburg, Kanizsa und Essegg, sondern über Budapest verbunden wurde; endlich daß in Siebenbürgen weder der Rothenthurmpaß, noch der Bodzapaß als Verbindungspunkt der Eisenbahnen benutzt wird, sondern daß hierzu der Tömöspaß dient, da die rumänischen Eisenbahnen bei Predeal ihren Anschluß fanden.

Gegenwärtig ist dieses Netz mit 4071 Kilometer im Verkehr, während bei der Verfassung des Entwurfes nur ein Drittel, im Ganzen 1734 Kilometer ausgebaut waren.

Endlich als V. Gruppe waren Bahnen projectirt, welche in erster Reihe aus militärischen und Vertheidigungsrücksichten die Grenzpunkte wie ein Gürtel zusammenfassen sollten, um dann mit dem Eisenbahnnetze der Monarchie in Verbindung gebracht zu werden; ferner sollten durch angemessene Anschlüsse nicht nur die Gegenden der Grenze, sondern damit auch die wichtigen Verkehrspunkte der Monarchie mit den Bahnen der Nachbarstaaten verbunden werden. Diese Gürtelbahn war folgendermaßen projectirt: a) Von Bodza ausgehend nach Kronstadt, Karlsburg, Arad, Esseg, Sissek, Triest, Fiume, Spalato mit einer Abzweigung nach Bród. Dieses Netz besteht gegenwärtig jedoch

mit der Abänderung, daß, da der Anschluß an die rumänischen Bahnen nicht bei dem Bodzapasse, sondern bei Tömös erfolgte, die Bahn nicht von Bodza, sondern von Predeal aus beginnt, daß ferner in Folge der Occupation von Bosnien die Verbindung nach Spalato mit diesem Netze noch nicht besteht. Anschlüsse von diesem Netze sind nach Rumänien bei Predeal und bei Orsova-Vercierova; nach Serbien bei Semlin-Belgrad; b) die zweite Gürtelbahn wäre folgende: Karlsburg, Klausenburg, Kimpolung, Czernowitz, Lemberg, Ostrau, Troppau, Freudenthal, Hohenstadt, Trübau, Pardubitz, Josephstadt, Liebenau, Tetschen, Teplitz, Komotau, Karlsbad, Eger, Pilsen, Budweis, Linz, Salzburg, St. Johann, Mittersil, Innsbruck, Triest. Das erste Glied der Kette dieser Gürtelbahn, die Verbindung Klausenburg über Kimpolung nach Czernowitz, fehlt auch noch gegenwärtig; überhaupt ist Siebenbürgen mit der Bukowina und Galizien nicht direct verbunden und kann man dahin nur durch Ungarn, also über Munkács oder Lupkow gelangen; sonst ist der ganze Gürtel fertig und hat sehr viele Anschlüsse an ausländische Bahnen, namentlich an Rumänien bei Szuczawa-Itzkani, an Rußland bei Podwoloczyska, Brody und Granicza; an Preußen bei Mislowicze, Oswieczim, Dziedits, Oderberg, Jägerndorf, Ziegenhals, Liechtenau, Mittelwalde, Halbstadt, Liebau und Seidenberg, also zwölf Eisenbahnanschlüsse; an Sachsen bei Reichenberg, Warnsdorf-Großschönau, Warnsdorf-Seifhennersdorf, Georgswalde-Ebersbach-Wilthen, Georgswalde-Ebersbach-Löbau, Tetschen, Moldau, Bodenbach, Klingenthal, Reitzenhain, Weipert, Eger, ebenfalls zwölf Anschlüsse; an Bayern bei Eger-Schirding, Eger-Hof, Eger-Waldsassen, Fürth i. W., Eisenstein, Passau, Simbach, Salzburg, Kufstein, Lindau, zusammen zehn Anschlüsse; an die Schweiz bei Buchs und Margarethen; an Italien bei Pontafel, Ala und Cormons. Die Monarchie ist somit gegenwärtig an 48 Punkten mit Eisenbahnen auswärtiger Staaten verbunden.

Als das Project dieser Gürtelbahnen gemacht wurde, standen nur sechzehn Eisenbahnanschlüsse zur Verfügung, und zwar ein Anschluß mit Rußland, vier Anschlüsse mit Preußen, drei mit Sachsen, sechs mit Bayern und zwei mit Italien. Weder die Schweiz, noch weniger Serbien oder Rumänien hatten zu jener Zeit Eisenbahnverbindungen.

Dieses im Interesse der Monarchie proponirte Eisenbahnnetz entspricht den einzelnen Gegenden nur dann, wenn das Hauptnetz durch Bahnen, welche den Verhältnissen der einzelnen Kronländer Genüge

leisten und durch Vicinalbahnen, die im Interesse einzelner Gegenden erbaut werden, verbunden ist. Von diesen einzelnen Bahnen konnte natürlich in dem Programm eingehend nicht gesprochen werden, Wüllerstorf deutete jedoch sehr oft auf die Wichtigkeit der Errichtung zahlreicher Zweigbahnen hin.

Als Wüllerstorf das Handelsministerium übernahm, waren Eisenbahnen im der Länge von 6125 Kilometer (davon in Oesterreich 3965 Kilometer und in Ungarn 2160 Kilometer) im Verkehr, und wie zerstückelt war dieses Netz! Von Budapest mußte man über Debreczin nach Miskolcz und Kaschau fahren, und in Großwardein und in Arad hörte das Geleise auf. Nach Agram mußte man von Budapest über Pragerhof und Steinbrück fahren. Budapest hatte nach Wien oder Graz auf der Ofner Seite der Donau nur über Stuhlweißenburg, Neuszöny und eventuell über Kanizsa eine Verbindung. Aber auch das österreichische Eisenbahnnetz war noch sehr zerrissen. Von Wien aus konnte man nach Galizien nur über Lundenburg und Ostrau gelangen, und bei Lemberg hörte der Schienenstrang auf. Böhmen hatte nur im östlichen Theil Eisenbahnen; nach Prag konnte man nur über Brünn oder Trübau gelangen; nach Bayern war nur bei Passau und Salzburg der Anschluß; nach der Schweiz fehlte jede Verbindung; mit Italien bestand nur der Verkehr über Cormons, und hierher mußte man auch über Graz, Pragerhof, Laibach und Triest gelangen. Der Anschluß bei Ala war zwar vorhanden, allein bei Bozen hörte die Bahn auf, und somit war diese Verbindung mehr localer Natur.

Wie sehr Wüllerstorf bestrebt war, das österreichische Eisenbahnnetz zu vervollständigen, ist auch daraus ersichtlich, daß er während der Zeit, als er das Ministerium leitete, Eisenbahnconcessionen ertheilte, wodurch Bahnen von einer Länge von 2604 Kilometer zum Ausbau gelangten, darunter die wichtigsten Eisenbahnen der Monarchie; so die Kaschau-Oderberger, die Ungarische Ostbahn, die Franz Josephs- und Kronprinz Rudolfbahn, die Kottori-Barcser, St. Peter-Fiumaner, Bruck-Villacher und Villach-Franzensfestener Theile der Südbahn. Dem Verkehr übergeben wurde im Jahre 1866 die Lemberg-Czernowitzer Bahn 258 Kilometer und außerdem noch früher concessionirte Bahnen in der Länge von 267 Kilometer, darunter die Brennerbahn zwischen Innsbruck und Bozen, und Pest-Salgótarjan.

Die Entwickelung der Eisenbahnen bis in die neueste Zeit ist aus folgender Zusammenstellung ersichtlich. Die Länge der Eisenbahnen war:

Ende des Jahres:	Oesterreich-Ungarn:	In Oesterreich:	In Ungarn:
1855	2.145 Kilometer	1.588 Kilometer	557 Kilometer
1860	4.543 „	2.927 „	1.616 „
1865	5.858 „	3.698 „	2.160 „
1870	9.589 „	6112 „	3.477 „
1875	16.758 „	10.336 „	6.422 „
1880	18.512 „	11.434 „	7.078 „
1885	22.375 „	13.353 „	9.022 „
1886	23.007 „	13.656 „	9.351 „

Die relative Entwickelung ist aus folgender Tabelle ersichtlich
a) In der österreichisch-ungarischen Monarchie:

1855	100						
1860	211	100					
1865	273	129	100				
1870	447	211	163	100			
1875	781	369	285	174	100		
1880	863	407	316	193	110	100	
1885	1043	492	381	233	133	120	100
1886	1072	506	392	239	138	124	102

b) in Oesterreich:

1855	100						
1860	185	100					
1865	233	119	100				
1870	259	209	164	100			
1875	650	353	279	169	100		
1880	720	390	309	187	110	100	
1885	840	456	366	218	129	116	100
1886	859	460	368	223	132	119	103

c) in Ungarn:

1855	100						
1860	290	100					
1865	387	123	100				
1870	624	215	160	100			
1875	1152	397	297	184	100		
1880	1272	437	327	203	110	100	
1885	1629	558	558	259	140	127	100
1886	1689	578	578	260	145	132	105

Endlich fügen wir eine Tabelle bei, aus welcher die Entwickelung der Eisenbahnen anderer Staaten ersichtlich ist:

	Deutschland	Italien	Frankreich	Belgien	Rumänien
1855	7.826 Km.	1.211 Km.	5.535 Km.	652 Km.	— Km.
1860	— „	2.189 „	9.440 „	747 „	— „
1865	13.900 „	4.367 „	13.563 „	749 „	— „
1870	18.887 „	6.208 „	17.489 „	869 „	245 „
1875	27.991 „	7.675 „	19.742 „	1.966 „	1.233 „
1880	33.838 „	8.713 „	23.731 „	2.702 „	1.381 „
1885	37.572 „	10.354 „	30.478 „	3.144 „	1.682 „
1886	38.572 „	11.388 „	— „	3.171 „	1.939 „

Im Zusammenhange mit den Eisenbahnen hat auch das Post- und Telegraphenwesen den Gegenstand der Aufmerksamkeit Wüllerstorf's gebildet. Er rief ins Leben das „Pennyporto“ in der Monarchie, als durch kaiserliches Decret vom 14. November 1865, vom 1. Januar 1866 für den einfachen Brief ohne Unterschied der Entfernung die Posttaxe mit fünf Kreuzern und für den Localverkehr mit drei Kreuzern festgestellt wurde. Für Kreuzpostsendungen ermäßigte die kaiserliche Verordnung vom 19. August 1866 die Taxe auf zwei Kreuzer, und die kaiserliche Verordnung vom 1. Januar 1867 ermäßigte ebenfalls die Taxen für Fahrpostsendungen. Auch die Einrichtung der „Postkarten“ ließ er eingehend studiren und bereitete damit auf dem Postwesen einen Schritt vor, welchen später die österreichischen und ungarischen Postverwaltungen als Initiative machten, und der nach ihnen von den meisten Nationen mit Erfolg nachgeahmt wurde.

Auch im Telegraphenwesen wirkte er auf Ermäßigung der Taxen hin (Verordnung vom 16. December 1865), vermehrte die Zahl der Telegraphenämter und trachtete, daß die Verbindungen im internationalen Wege geregelt werden.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Aus dem Wiener Lager der Romantik.

Mit ungedruckten Briefen von H. G. v. Bretschneider, Friedrich Schlegel und Adam Müller.

Von Richard Maria Werner.

Nachdem Oesterreich lange Zeit dem deutschen Geistesleben fern geblieben war, erst seit den Zeiten des Kaisers Joseph begonnen hatte, in Sprüngen das Versäumte nachzuholen, richteten die Romantiker ihre Blicke nach dem katholischen Wien. Hier erwartete sie ein jungfräulicher Boden, welcher ihrer Saat tausendfältige Frucht tragen mußte. Zufall und Absicht führten eine Reihe von ihnen nach Wien, wo sie zwar nur halb verstanden, aber um so lauter gefeiert wurden.

Als August Wilhelm Schlegel mit Madame de Stael nach Wien kam, öffnete ihm die französische Flagge manche Kreise, welche ihm sonst verschlossen geblieben wären. Madame de Stael hatte aus Frankreich fliehen müssen, weil sie gegen den corsischen Usurpator eine streng ablehnende Haltung einnahm. Dies verlieh ihr, besonders in dem damaligen Wien, einen Glorienschein, welcher ihr die allgemeinste Beachtung gesichert hätte, auch wenn sie keine berühmte Schriftstellerin, keine geistreiche Französin gewesen wäre. Sie zog durch Deutschland wie im Triumphe, sie kam nach Wien wie eine Königin; alles huldigte ihr, man war gespannt auf ihre Urtheile über Deutschland und die Deutschen; ein deutscher Schriftsteller, dessen Name guten Klang hatte, zählte zu ihrem Hofstaate, — was schadeten die wenigen Spötter, welche sich über sie und ihren Schli-schla-schlegel, auch in den Adelskreisen von Wien lustig machten.

Bekanntlich weilte sie längere Zeit in Wien, und August Wilhelm Schlegel suchte diese Gelegenheit für seine literarischen Ansichten aus-

zunutzen. Er wiederholte den Vorlesungscyklus, durch welchen er Berlin entzückt hatte, auch hier mit Erfolg. In Wien gab es damals jedoch noch zahlreiche Vertreter jener Aufklärung, welche hier Orgien gefeiert hatte; Nicolai, der Papst dieser Secte, hatte ja einstens selbst Heerschau über diese Schaar gehalten. In Wien lebte Nicolai's getreuer Anhänger, der Satyriker Bretschneider, welcher einst in Frankfurt ein Meßlied auf Goethe's Werther hatte singen lassen. Dieser schildert nun in einem bisher ungedruckten Briefe aus Wien den 9. April 1808 seinem Berliner Freunde, welchen Eindruck ihm Schlegel's Vorlesungen machten. Er schreibt: „Sie werden wohl wissen, daß Madame de Stael und der Informator ihrer Kinder, Herr Schlegel, seit einiger Zeit hier in Wien ihr Wesen treiben, und zwar mit großem Geräusche. Die Dame hat sich Zutritt in die großen Häußer, als da sind Schwarzenberg, Lobkowitz, Lichtenstein 2c., zu verschaffen gewußt und Schlegeln ausgewürckt, daß er hier in dem Saale des Traiteur Jan Vorlesungen über die Aesthetik halten darf; 15 dergleichen machen einen Cours, und dafür läßt er sich 25 fl. zahlen. Leider bin ich gezwungen hinein zu gehen, weil der Fürst Adam (Czartoryski) ein Billet für mich gelößt hat und ich ihm referiren muß, was ich höre, welches nun freylich für mich weder neu noch schmackhaft ist. — Ich sah in der ersten Vorlesung den alten S o n n e n f e l s, der auch 76 Jahre haben mag — Sonnenfels war in der That 1733 geboren, Bretschneider selbst am 6. März 1739 — und mich überfiel eine Wehmuth, da ich, bey allem dem, was wir an ihm kennen, doch überzeugt war, daß er, wenn er auf die Tribüne getreten wäre, um ex tempore aus dieser Materie etwas zu sagen, tausendmal mehr, richtiger und edler gesagt haben würde, als dieser elende Mensch, der uns alle für Schulbuben ansehn muß — doch es sind auch Weiber in diesem Kollegio, und zwar in großer Anzahl, am Donnerstage in der 4ten Vorlesung, in der ich war, kam er endlich auf die Stufe der Erniedrigung, worauf er sich vom Anfange hatte zeigen sollen, er sprach so verständlich, daß ihm auch zur Noth die mit Vorkenntnißen gestärkten Weiber verstehen konnten, und da ich in solchen Fällen auch selbst nicht viel mehr als ein Weib bin, so wurde ich am Ende gewahr, daß er seine Vorlesung nicht Aesthetische Vorlesungen über die Dramaturgie hätte benennen sollen, sondern Acerra philologica, das ist, kurze Erzählung, was ehedem Griechenland für Schauspieldichter gehabt hat, als da sind Sophocles, Aeschylus, Euripides und Aristophanes, was diese Meister geschrieben haben und was ich, der Vorleser, sonst von diesen Leuten und ihren Schriften weiß und gehört habe, wobey ich auch hier und da

kleine Proben von Uebersetzungen aus meiner Fabrik anbringen werde. Es ist ein elender Knabe, dem auch das Aeußerliche fehlt, weder Stimme noch Anstand noch Declamation. In der ersten Vorlesung verglich er die Architektur mit der Poesie, den Shakespeare mit der Stephanskirche, er bedient sich obscurer Ausdrücke, z. B. die höchste Fähigkeit des Menschen ist der Mensch selbst; — die Absicht kommt der Poesie näher als die Poesie der Absicht — ꝛc. Nun endlich in der 4ten Vorlesung kam er darauf uns zu sagen, wer Sophocles gewesen sey und las uns eine sehr elend übersetzte Stelle aus ihm vor."

Trotz dieser hämischen Kritik des altgewordenen Bretschneider dürfte Schlegel die Wahrheit sagen, wenn er den großen Eindruck seiner Vorlesungen hervorhebt. Auch Bretschneider gesteht dies schon in dem angeführten Briefe, noch mehr in seinem Schreiben vom 16. Mai desselben Jahres zu, wenn er Nicolai mittheilt: „Der Schlingel Schlegel hat hier durch die tummen Weiber Aufsehen gemacht, ich könnte Ihnen davon vieles schreiben, er ist der wahre Tigell des Horaz, der in Satyr. lib. 1 am Ende der zehnten Satyre sagt: teque Tigelli (Schlegeli), Discipularum inter jubeo plorare cathedras."

Jedenfalls war der Erfolg so groß, daß sich dadurch auch Friedrich Schlegel zwei Jahre später ermuthigt fühlte, vor dem Wiener Publicum als Vorleser aufzutreten. Er behandelte 1810, wie bekannt, die neuere Geschichte in seinen Vorlesungen, welche er auch sogleich 1811 gedruckt erscheinen ließ. Ein Exemplar dieses Werkes schickte er mit folgenden undatirten Zeilen an die Hofdame der schönen Kaiserin Maria Ludovica, Gräfin Josephine O'Donell, geborene Gräfin Gaisruck:

„Ich übergebe hiebey Ew. Excellenz die Vorlesungen über die neuere Geschichte, welche Dieselben die Gnade haben wollten, Ihro Majestät der Kaiserin in meinem Nahmen unterthänigst zu überreichen.

Wie die [sic] glücklich würde ich mich schätzen, wenn die verehrte Monarchin die in diesem ersten Versuche dargelegten Gesinnungen auch nur einigermaßen Ihrer hohen Zufriedenheit nicht ganz unwürdig fände.

Für mich selbst hege ich keinen höheren Wunsch, als meine geringen Kräfte und Kenntniße ähnlichen und immer vollkommeneren Ausarbeitungen der vaterländischen Geschichte widmen zu können, und ihre großen Vorbilder und Lehren für die Hoffnung der Zukunft und zum edlen Nacheifer der Jetztlebenden aufzustellen.

Indem ich Ew. Excellenz für die hohe Gnade, dieses Werk Ihro Majestät [zu überreichen] unterthänig Dank abstatte bin ich ehrfurchtsvoll

Ew. Excellenz

Gehorsamster

Fr. Schlegel,

k. k. Hofsecretär.

Im Jahre 1812 hielt Friedrich Schlegel dann seine Vorlesungen über „Geschichte der alten und neuen Literatur", welche 1815 zu Wien, dem Fürsten Metternich gewidmet, in zwei Bänden erschienen sind. Kaum war sein letztes Wort verklungen, erschien schon wieder ein anderer Romantiker auf der Rednerbühne, nämlich Adam Müller, die Beredsamkeit behandelnd. Dorothea schreibt an August Wilhelm Schlegel am 16. Mai 1812 (Raich, Dorothea Schlegel und deren Söhne. Mainz 1881, II 79 f.): „Adam hat gestern seine Vorlesungen wirklich eröffnet. Er hat einen angenehmen Vortrag, übrigens war es aber ein bischen crême fouettée — Sie wissen wohl, daß man nicht ungern davon speist, besonders die Damen — auch hat er mit großem Beifall gelesen. So viel Zuhörer wie Friedrich hat er nicht, wenigstens kommen nicht so viel; aber der Erzherzog Maximilian war da — in dessen Hause Müller den Winter 1811/1812 zugebracht hatte — und Graf Stadion, dann noch eine seltene Erscheinung bei solcher Angelegenheit, Prince de Ligne. Besonders giebt der Erzherzog ein großes Relief. Aber er muß sich kurz zusammenfassen, sonst fliegt ihm doch alles davon, denn es ist die Jahrszeit nicht. G. Moritz O'Donell ist sein Freund, der hat ihm alles das zusammengebracht. Ueberhaupt kann er sich Glück wünschen, diesen so gefesselt zu haben, er thut unendlich viel für ihn. Adam hat einen großen prononcirten Anhang unter dem ersten Adel, doch wohl größtentheils durch O'Donell."

Graf Moritz O'Donell war Adjutant des Erzherzogs Maximilian d'Este; als der Sohn des am 4. Mai 1810 verstorbenen österreichischen Finanzministers Grafen Joseph O'Donell, welchem der Kaiser dankbare Erinnerung bewahrte, zudem seit dem 6. November 1811 mit Titine de Ligne, der Enkelin des Prinzen de Ligne vermählt, zählte er zu den ersten Aristokraten des österreichischen Hofes und ragte durch Anlagen und Fähigkeiten hervor. Wie Adam Müller seine Freundschaft gewann, ist nicht bekannt, jedenfalls war sie eine sehr werkthätige. Adam Müller fühlte sich dem Grafen und seinem Hause von ganzem Herzen verbunden und gab dem Gefühle seiner Dankbarkeit dadurch Ausdruck, daß er im Jahre 1816 seine zu Leipzig erschienenen „zwölf

Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland" mit einer Widmung an den Grafen Moriz O'Donell versah. Aus Leipzig 12. April 1817 schreibt Adam Müller (die Adresse lautet: Monsieur Monsieur le Comte Maurice Odonell, Chambellan et Colonel aux Services de S. M. Imp^le el Roy^le Apostolique Commandeur du Regiment no. 45 Chevalier de plusieurs ordres à Padowe p. Vienne): „Die Wiener Vorlesungen, welche seit einem halben Jahre verbreitet und Ihnen dedicirt sind, haben unerwartetes Glück gemacht. Ebensolange liegt das für Sie bestimmte, erste Prachtexemplar auf meinem Zimmer: ich habe es nicht abgesendet, weil man von hier auf Padua nicht frankiren kann, und ich Ihnen nicht zumuthen will, für die Ihnen längst bekannten Gedanken, ein schweres Postgeld zu bezahlen. Wenn Sie aber ein Depot für Ihre deutschen Freunde in Wien errichten wollten, wohin man ohne Beschwerde alles für Sie bestimmte fördern könnte, so würde ich sogleich ein ganzes Paket an Sie abordnen. In den späteren Heften der Staatsanzeigen (1816 bis 1818 von Adam Müller in Leipzig herausgegeben) ist manches, dem Sie Ihren Antheil nicht versagen würden: auch Ihres schweizerischen Nachbarn Karl Ludwig von Haller colossales, und bey aller Einseitigkeit unschätzbares Buch: Restauration der Staatswissenschaften [Winterthur 1816 ff.] und mein gedrucktes Sendschreiben hierüben an denselbigen." (Von der Nothwendigkeit einer theologischen Grundlage der gesammten Staatswissenschaften. Leipzig 1817. Vgl. darüber Stolberg's Brief an Adam Müller. Anzeiger für deutsches Alterthum und deutsche Literatur IV, S. 383 ff.).

Adam Müller schickte mit seinem Briefe dem Grafen O'Donell Nr. 514 des Journals: „Deutscher Beobachter oder privilegirte Hanseatische Zeitung" (1817, Hamburg, Freytag, den 4. April, Abends 7 Uhr), in welcher sich ein Artikel befindet „Das Zeitungslesen". In diesem wird eines Gespräches gedacht, welches „der geistreiche Graf Max O'donell" 1816 in Karlsbad „mit dem sehr witzigen Grafen Rostopschin" über einen durchaus modernen Genuß, das Bücherlesen nämlich, geführt haben soll; der recht hübsch durchgeführte Gedanke über die Billigkeit der modernen Werke im Vergleich zu der Kostbarkeit alter Manuscripte wird dazu benützt, — für den sehr billigen Beobachter Reclame zu machen! Adam Müller eröffnete daher seine Zuschrift mit folgenden sehr charakteristischen Worten: „Nur der Merkwürdigkeit wegen, mein hochverehrtester und geliebtester Freund, sende ich Ihnen das anliegende Zeitungsblatt, welches wahrscheinlich

von einem Ihrer Preußischen Bewunderer mit dem am Schlusse befindlichen Artikel ausgestattet ist. Sie sehen daraus unsre Preßfrechheit, vor der niemand sicher ist; und die geistreichsten Leute werden am liebsten ins Spiel gezogen. Mögen Sie also mir verzeihen, daß ich bey allem meinen Einfluß auf die deutschen Zeitungen, solchem völlig unvorhergesehenen Unfuge nicht begegnen konnte. Maxi wird sich durch den Druckfehler geschmeichelt fühlen!" Maxi ist der ältere Sohn des Grafen Moriz, er hat bekanntlich im Jahre 1853 unserem Kaiser Franz Joseph gelegentlich des Attentates das Leben gerettet. — Der übrige Teil des Briefes enthält durchaus Familiennachrichten, blos interessant ist Müller's Wuth über „des verruchten Malfatti Calomel"; Müller meint: „Ich beschwöre Sie, prüfen Sie alle Recepte in Ihrem Hauswesen, und wo man einem Kinde, die Bräune ausgenommen, Calomel geben will, da werfen Sie vor allen Dingen den Arzt die Treppe herab!"

Wie Friedrich Schlegel, blieb auch Adam Müller mit kurzer Unterbrechung in österreichischen Staatsdiensten. Müller kam 1814 zum Gubernium in Tirol, von wo aus er an den Grafen Moriz O'Donell den folgenden für seinen Einfluß charakteristischen Brief schreibt:

„Insbruck, den 12. October 1814.

Zuförderst, mein innigst verehrter Freund, versichere ich Sie von der unverletzten Jungfräulichkeit dieses Briefes, da ein mir ganz ergebener gewissenhafter Courier ihn besorgt. Graf Johann O'Donell wird die Gnade gehabt haben, Ihnen mein Bedauern auszudrücken, Sie von Wien abwesend gefunden zu haben. In meiner gegenwärtigen ruhigeren Stimmung des Geistes wäre es mir erst möglich gewesen, die Schuld abzutragen, die unter allen Verpflichtungen meines Herzens, mich am meisten drückt. Es gehört eine gewisse Unabhängigkeit dazu, um die Dankbarkeit gegen Personen, die uns in bedrängten Zeiten hülfreich beigestanden, rein und auf eine, ihrer würdige Weise zu empfinden oder auszudrücken. In diesem Verhältnisse stehe ich gegen Sie; gern und gerührt erkenne ich es jetzt, unter freundlicheren Umständen an, daß das Gefühl meiner Verpflichtungen gegen Sie, mich nur mit dem Leben verlassen kann.

Ich habe die Verfassung unsrer Monarchie, unter den lebhafteren Verhältnissen, welche der letzte Krieg herbeiführte, kennen gelernt und mir nach vielen Sorgen und Kämpfen eine Art Indigenat erworben. Der Courier welcher das gegenwärtige Schreiben überbringt, hat die Organisation des Tyrolischen Guberniums, worin auch für mich

um die Stelle die ich bereits seit einem Jahre bekleide, definitiv angetragen wird, [2] dem Hofe vorzulegen. Noch wichtiger als die Allerhöchste Entscheidung über mich ist mir die Disposition Sr. Majestät über die Stelle des Gouverneurs, von der es abhängt, ob Inspruck, das durch seine Situation an der Schwelle Italiens und Deutschlands, als Sitz einer Universität und durch die Umgebungen einer großartigen Natur so viele glückliche Anlagen vereinigt, dereinst die edleren Bedürfnisse des Geistes, denen ich nicht wohl entsagen könnte, befriedigen soll. Ich weiß, daß Gräfin Juli Z. (Zichy) mit sich selbst uneins war, ob Inspruck oder Triest den Vorzug verdiene, denn Linz kommt hoffentlich in keinen Betracht. Erwägen Sie, mein verehrter Freund, alle die Chancen, die uns in diesem entscheidenden Augenblick bedrohen, und daß eigentlich nur zwischen Zichy, Aichoff und Brösinger die Wahl ist. Ich wende mich ehrfurchtsvoll bittend und flehend an Sie und die Gräfinn Titine: Sie thun das edelste, großmüthigste Werk, wenn Sie durch Ihre geistreiche und geachtete Fürsprache die Preventionen der Gräfinn Julie gegen Inspruck zerstreuen und die rivalisirende Handelstadt in ihrer sequestrirten Lage gehörig herabsetzen, wenn Sie ihr begreiflich machen, daß sie in Inspruck ihre eigne Welt schaffen könne, daß sie nur 60 Stunden von Wien entfernt sey, daß die große Heerstraße von Europa durch diesen Ort führe, daß die umgebende Natur ihrer [3] glänzenden, aber ernsthaften Schönheit würdig sey, daß es an den schönsten Erziehungsetablissements für ihre Kinder, in denen sie lebe, nicht fehle, daß die Provinz Tyrol, durch ihre politische Bedeutung wie durch die Vorliebe des Kaisers ihrem Gemahle viel angemessener sey, als das entlegne Tottorale, daß sie in jedem Falle einer Kinderkrankheit eine einzige Tagereise brauche, um sich in das Paradies von Botzen, in ein Clima, welches dem von Nizza und Neapel nichts nachgiebt unter Lorbeer, Cypressen und Orangen zu versetzen; kurz, mein verehrter Freund, retten Sie diese ruhmreiche und hoffnungsvolle Provinz vor den Perücken, die sie bedrohn. Vom alten Zichy und Metternich hängt alles, also von der Gräfin Julie viel ab. Begeistern Sie, liebster Graf, Ihre Gemahlin, der nichts dieser Art, wenn es ihrer würdig ist, unmöglich seyn kann, für diese menschenfreundlichste Intrigue, und überlassen Sie es theilweise auch mir — Ihre Empfehlung zu rechtfertigen. Ich habe im Laufe des verflossenen Jahres den größten Theil der Geschäfte des halb eroberten, halb diplomatisch erworbenen Tyrols, unter Roschmann besorgt; ich kenne das Land, und weiß, auch wenn es mir selbst, in diesen Geschäften

weiter zu dienen, versagt seyn sollte, daß ich nichts gemeinnützigeres thun kann, als auf die obige Weise Ihre Verwendung ansprechen.

Wie sehne ich mich übrigens nach einer einzigen Stunde Ihrer geistreichen Unterhaltung, jetzt wo ich frey und erleichtert die alten Wege meiner Neigung verfolgen kann; die Philosophie, die Poesie behaupten neben dem angemessenen Geschäftskreise ihre alten Rechte; nebenher wird ein vernachlässigtes Provinzialtheater von mir reformirt, und ausserdem der reizendste Herbst an den tiefgrünen Abhängen der Alpen und in dem Gefühle eines versöhnten Daseyns genossen. Könnte es je dem Grafen Moriz O'Donell gefallen als Brigadier in Tyrol einige Jahre einer ruhigen und contemplativen Existenz zu widmen, so wüßte ich nicht, was mir selbst zu wünschen übrig bliebe.

Empfangen Sie, mein verehrter Freund, das innigste Bekenntniß meiner unbegrenzten Verehrung vor Ihrem reichen, mit allen Gaben des edelsten Gefühls ausgeschmückten Geiste, wie meines unnachlaßenden Verlangens nach einem erhebenden Umgange, wie dem Ihrigen. Empfehlen Sie mich dem gnädigen Wohlwollen der Gräfinn Titine, und drücken Sie meinen Schmerz aus, Ihnen beiden und der Gräfinn Flora in Ihrem Salon, nicht eines der anmuthigsten Werke der deutschen Poesie: Fouqué's Zauberring vortragen zu können.

Adam Müller."

Auch der nächste Brief ist interessant genug, daß er im Zusammenhange mit den übrigen mitgetheilt werden kann.

„Mein hochverehrtester Freund!

Ich bestätige mit dem verbindlichsten Danke den Empfang der Witt'schen Memoiren [wol Witt-Döring] und werde sie baldigst Ihrer Anweisung gemäß weiter befördern. Das Buch nach Form und Inhalt ist wie die Seele des armen Verfassers ein schreckliches Bild der Zerrüttung unserer Zeit; alle guten und alle schlechten Gesinnungen, alle Eitelkeit der Ehre und alle Eitelkeit der Schande, alle räsonirenden Leidenschaften und alle starren Grundsätze schwimmen wie die Fische im Meer durch einander, und man hat nicht einmal die Genugthuung zu sehen, daß sie einer den andern auffräßen wie die Fische. — Indeß danke ich Ihnen sehr mich darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Vorgestern war ich beym Kaiser: die Freundlichkeit, mit der er mich empfangen und sein Vertrauen in meine Treue und Brauchbarkeit hat mich so bewegt, daß es mir fast wie ein Vorwurf die Seele bedrückt, ein Vorwurf, so wenig gethan zu haben und noch immer so

wenig thun zu können, da ich vor der Abschiedsreise nicht einmal anfangen kann.

Ueber London und die Bildung des neuen Ministeriums sind wir fast in noch größerer Spannung als über Constantinopel. Die Ernennung des Marquis von Wellesley könnte der ganzen Politik von Europa eine neue Gestalt geben.

Wären Sie nur hier. Ich habe mich nun unter meinen Collegen und in der Stadt verbreitet und fühle stündlich das Bedürfniß Ihres Rathes und Ihrer Freundschaft. Von ganzer dankbarer Seele der Ihrige für immer

Adam Müller."

Wien, den 29. December 1827.

Die größte Aufmerksamkeit verdient jedoch ein Schreiben, welches Adam Müller an den Stiefbruder des Grafen Moriz O'Donell richtet, weil er sich darin ziemlich weitläufig über die Vorbereitung zum diplomatischen Dienst ausspricht. Der Adressat ist Graf Heinrich O'Donell der Sohn von Goethe's Freundin Josephine O'Donell; er stammte aus der zweiten Ehe des Grafen Joseph O'Donell und hatte sich an Müller um Rath gewendet, als er seine Laufbahn entscheiden wollte. Müller schreibt aus Leipzig, den 11. Februar 1822, wie folgt:

Ihr Schreiben, liebster Graf, vom 5. Februar ist mir gestern zugekommen, und ich eile es zu beantworten. Die Aufforderung eines geist- und hoffnungsreichen Jünglings, ihm in dem für seine ganze Zukunft entscheidenden Momente mit Rath beizustehen, wäre schon schmeichelhaft genug; es bedürfte nicht erst des theuren Nahmens O'Donell und des angenehmen Andenkens an Ihre Persönlichkeit, um mich alle geringeren Geschäfte bey Seite setzen zu laßen.

Daß Sie in die Fußstapfen Ihres großen und guten Vaters treten wollen, ist ein rühmlicher, und auch für Ihr eignes künftiges Glück höchst ersprießlicher Entschluß. Wem sollte das Vaterland lieber die Schuld der Dankbarkeit abtragen, mit der es dem Verewigten in Rückstand geblieben ist, als dem Sohne? Wer ist natürlicherer Erbe des großen Capitales von Achtung und Liebe, welches er in seinem bloßen Nahmen hinterlassen hat, als Sie?

Aber auch abgesehn von diesem Familienberuf, würde ich Ihren Entschluß schon deshalb loben müssen, weil Sie den Schein für die Wesenheit aufgeben! Ein wahrer Staatsmann der inneren Geschäfte, wenn er die Europäische (d. h. französische) Sprache und das Interesse für die großen Welthändel nicht vernachläßigt, ist für alle, am meisten

für die diplomatischen Geschäfte geeignet. Hat er bey den Geschäften des Auslandes seinen Herrn zu repräsentiren, so kennt er das Interesse desselben von Grund aus, während die meisten diplomatischen Figuren unsrer Zeit von denen Angelegenheiten, die sie zu vertreten haben, keine Vorstellung mitbringen. [2.]

Richtiger Instinkt, oder sehr guter Rath einsichtsvoller Personen hat Sie, liebster Graf, vor dem Irrthum so vieler jungen und hofnungsvollen Cavaliere bewahrt, die diplomatische Carriere, als solche, zu wählen, und eine Schule für den Dienst des eignen Herrn, bevor man denselben kennen gelernt hat, in fremden Ländern zu suchen. Man kann die Sache nicht von einem verkehrteren Ende anfangen. Betrachten Sie das gegenwärtige Europäische Corps diplomatique, so finden Sie darin einige höchst brauchbare Individuen, die früher im innern Dienst oder als ausgezeichnete Juristen oder als talentvolle Militärs sich von den Geschäften Ihres Vaterlandes penetrirt haben, und daher nicht bloß die äußeren Minen und Grimaçen desselben, sondern dessen wahre und wesentliche Bedürfnisse repräsentiren. Ausnahmen, wie den Fürsten Metternich, erwähne ich nicht; kein Jüngling, wie ausgezeichnet begabt er seyn möge, darf so seltenen Beruf, Geschick und Glück beym Anbeginn seiner Laufbahn für sich präsumiren. Wenn Sie dagegen den Rest betrachten, das Völkchen, welches auf dem Pflaster fremder Hauptstädte und in den Antichambren der Ambassadeure und Minister erzogen ist, so wird es ein O'Donell nicht beneidenswerth finden können. Die Zeit, wo die bloße Rüse oder Intrigue im diplomatischen Fache den Ausschlag gab, ist vorüber; in dem dermaligen durch Oesterreich begründeten Rechtszustande der Welt kommt niemand ohne tiefe Localkenntniß, feste juristische Form, administrative und merkantilische Bildung vom Fleck. [3.] Wenn Sie das geheime Wehklagen der besseren unter diesen diplomatischen Badauds hören könnten, darüber daß die juristischen und finanziellen Kenntnisse mangeln und daß der militärische Sachverstand fehlt, so würden Sie über Ihren Entschluß doppelte Genugthuung empfinden. In Oesterreich giebt es nur zwey Wege die zum wahren diplomatischen Dienst mit einiger Sicherheit führen: der Kriegsdienst, durch den sich die Schwarzenberge, die Frimont, die Fiquelmont erhoben haben, und die Kreisamtscarriere, auf der man zur Einsicht in die gesammten häuslichen Bedürfnisse unsrer Monarchie am sichersten gelangt, und also auch den Vater dieses großen Haushalts im Auslande mit dem meisten a plomb repräsentiren lernt. Im vollkommenen Zustande sollten eigentlich nur ausgezeichnete Militärs die stehenden

Gesandtschaftsposten bekleiden und ihnen solche Räthe beigegeben werden, die in mehreren Provinzen der Monarchie als erste Kreiskommissäre und Gubernialsekretäre und wenigstens ein Jahr bey einer innern Hofstelle gedient hatten. Zu außerordentlichen Negotiationen hätte man dann die Wahl unter völlig für die Diplomatie formirten Civil- und Militärpersonen, je nach dem mehr friedlichen oder kriegerischen Charakter dieser Negotiationen.

Ich spreche Ihnen mit Ausführlichkeit über die Diplomatie, weil ich Sie bitte, die diplomatische Laufbahn nicht ganz aus dem Gesichte zu verliehren, die Sprache festzuhalten und unabläßig zu cultiviren, die Zeitgeschichte und die Schicksale des außer-österreichischen Europa auf dem entlegensten Kreisamte, oder wohin Sie Ihr Schicksal [4] ruft, keinen Tag aus dem Gesichte zu verliehren und zu bedenken, daß auf der Höhe auch der inländischen Geschäfte, wohin eigne Begeisterung und der Name O'Donell Sie dereinst treiben kann, keine Angelegenheit als bloß Oesterreichische, sondern in beständiger Beziehung auf die inneren Verhältnisse der großen Europäischen Staatenfamilie erscheint. Daher bitte ich Sie, unter allen Umständen an einer regelmäßigen Zeitungslektüre festzuhalten: „Der Beobachter" und das „Journal des Debats", dann (damit es doch auch an einer Advokatur des Teufels und des Zeitgeistes nicht fehle, und weil Sie, wie ich weiß, vollständig gegen den bösen Einfluß der nichtswürdigen, jakobinischen Lehren gerüstet sind) die Allgemeine Zeitung, werden hinreichen. Damit aber dieses Studium wahrhaft nützliche Früchte bringe, so proponire ich, daß Sie 1.) ein kurzes Journal halten, worin alle Hauptereignisse der Zeit, neue auftretende Personen ꝛc. mit wenigen Worten aufgezeichnet werden, auch eine Art von Rotulus über alle vorkommenden Friedensschlüsse, Traktaten, vorzügliche Grundgesetze der einzelnen Staaten ꝛc. gehalten würde; 2.) daß Sie sich zum Gesetze machen jede Ihnen in den Zeitungen vorkommende unbekannte Beziehung auf frühere Vorgänge und Personen vermittelst guter Handbücher und Lexika unmittelbar zu berichtigen. Morier, die Biographie universelle, das Conversationslexikon (es versteht sich, nur die historischen Artikel desselben und auch diese nur als pis aller und mit Mißtrauen) werden gute Dienste leisten. Dergestalt werden ein bis zwey Stunden des Tages Sie vollständig au courant erhalten, und Sie unversehens mit Ihrem wohlgearteten Herzen tiefer in die Welthistorie und den Gang der großen Ereignisse verwickeln, als es auf irgend einem [5] andern Wege geschehen könnte. Lektüren wie des Flassan, des Segur, insbesondre aber der histoire

de France von Lacretelle werden in Musestunden wohlthätig eingreiffen [sic].

Immer aber thut der Charakter die Hauptsache; Standhaftigkeit, Ausdauer und Treue vollenden, was Talent und Neigung beginnen: trachten Sie, liebster Graf, daß Studien wie die proponirten zur Gewohnheit werden, die man aus einer Art von Gewissenspflicht fortsetzt, auch wenn sie mitunter der Neigung nicht genehm erscheinen sollten. Nicht die guten Momente, nicht die guten Handlungen einmal, liebster Graf, nur die guten Gewohnheiten bringen die Früchte und widerstehn der wechselnden Witterung, den veränderten Neigungen, dem Farbenspiel der Begeisterung, welchem allem die Jugend und die Empfänglichkeit eines vielseitigen Talentes so sehr ausgesetzt ist.

Dies führt mich auf den Hauptgegenstand. Ihr verewigter Herr Vater war ein großer Minister, weil er ein guter Jurist war, und er war ein guter Jurist durch seinen frommen und starken Charakter, den keine unfreundliche Außenseite des Studiums abgeschreckt hat. Liebster Graf! hier ist keine Gnade! vor den Pandekten und den Oesterr. Land- und Provinzialrechten müssen Sie stand halten, wenn nicht alles Stückwerk werden soll, was Sie beginnen. Das römische Recht ist für Sie eine Uebung mehr des Charakters, als des Verstandes: eine athletische Uebung der Jugendkraft, ohne die das wahre, spätere politische Heldenthum nicht möglich ist. Diesen Berg müssen Sie in Ihren rüstigen Jahren im Schweiße Ihres Angesichts erstiegen haben, wenn Sie nicht in allen politischen Wissenschaften zum Verweilen an der Oberfläche verurtheilt werden wollen. Regieren [6] heißt Recht sprechen, und das Rechte nach den Gesetzen der Vorfahren und weiser Modifikation derselben thun. Administration und Finanzen sind nur Nebenzweige, die vom Marke des juristischen Hauptstammes zehren müssen oder verdorren.

Vergleichen Sie unter den Aposteln des Zeitgeistes Montesquieu und Adam Smith. Beide Virtuosen, beide Irrlehrer, und doch wie hoch steht der Jurist Montesquieu über dem Kameralisten Adam Smith.

Ich kenne das juristische Studium am Theresianum und an der Universität von aus- und inwendig. Es liegt im Argen; die unter aller Erwartung schlechten Vorlesebücher zeigen es. Ohne mein Zuthun aber erkennen Sie, daß Zeiler erträglich, sowie daß Eggers in allen Beziehungen verwerflich und ein reiner Jakobiner ist. Lassen Sie das, liebster Graf; lassen Sie alle Räsonnements über die Gesetze ohne Wirkung an sich vorübergehn, halten Sie sich an die Fakta, an die juristischen Thatsachen, an die Quellen, überhaupt an das Historische

und die Rechtsgeschichte. Geben Sie mir eine Uebersicht Ihrer Studien und Lektüren seit Sie den Rechtscurs begonnen haben. Gern will ich Ihnen, so oft Sie wollen, mit meinem Rath für die künftigen politischen Studien beistehn, wenn Sie mich erst darüber beruhigt haben, daß Sie nicht für den höhern Dienst des Kaisers dadurch verlohren gehn, daß Sie die Rechtswissenschaften versäumen [sic].

Genug für heut. Daß ich Ihnen mit Liebe zugethan bin und daß ich die Hand auf Sie und Ihre Studien lege, bezeugt dieser Brief. Empfehlen Sie mich Ihrer werthen Frau Mutter und meinem zärtlich verehrten Gönner und Freund, Ihrem Oheim. Dem Grafen Moritz und der Gräfinn Titine sagen Sie, daß mir durch Ihr Schreiben unvermuthet Presburg zu einer der liebsten Stellen der Welt geworden wäre.

Adam Müller."

Die böhmischen Musikschulen.

Auf Grund verbürgter Quellen[1]) und Nachrichten dargestellt von
Rudolph Freiherrn Procházka.

Unter allen Künsten ist die Musik bekanntlich die einzige, deren Organismus die Kenntniß ihres innersten Wesens, die Erlernung ihrer einer steten Entwickelung entspringenden Gesetze dem Jünger ohne fremde Beihülfe fast unmöglich macht. Die Geschichte der Musik vermag, je mehr sie sich von den Zeiten der Kindheit dieser Kunst entfernt, immer seltener Künstler aufzuweisen, welche den Namen des Autodidakten verdienen, ja sie gelangt selbst in diesen Fällen bei genauerer Forschung fast immer zu dem Ergebnisse, daß auch diese Selbstbelehrten den Schleier ihrer Muse zuerst in der Werkstatt eines erfahrenen Meisters haben, mochten sie in derselben auch nur eine verschwindend kurze Zeit geweilt haben, und daß sie mit ihrem Talente dann wohl den beschwerlichen Weg selber weiter fanden, welchen die Meisten an der sicheren Hand ihres Lehrers zurücklegen müssen.

Diese allgemeine Thatsache bereits vermöchte bei der anerkannt hohen Bedeutung Böhmens als schicksalbestimmtes Land der Musik zu genügen, das Interesse auf jene Männer zu lenken, dank deren hervorragender Meisterschaft und Schule die Keime einer Fülle von Talenten fruchtbringend sich entwickeln konnten und diese Jünger selbst wieder zu solchen Meistern ihrer Kunst wurden, daß ihnen nicht nur ihre

[1]) Dlabacz' Künstlerlexikon; Slovnik naučny; Rieger's Materialien zur Geschichte Böhmens (Archiv); Musiklexika von Fetis, Riemann, Schuberth und Bremer; Edm. Schebek's Autographensammlung; Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag (1796); Libussa, Jahrg. 1846 bis 1850 u. A.

Heimath, sondern auch das Ausland, ja man kann getrost sagen fast ganz Europa eine Anerkennung und Bewunderung entgegenbrachte, als deren Folge noch heutzutage ein nicht geringes Vertrauen auf die Güte böhmischer Tonkunst und böhmischer Musiker erscheint.

Hierzu aber tritt noch ein bemerkenswerther Umstand. Während in den früheren Jahrhunderten die Entwickelung der böhmischen Musik nur mehr oder minder im Innern des Landes selbst zum Ausdrucke gelangte, indem sie theils durch den Zuzug fremder Tonkünstler an den königlichen Hof zu Prag, vor Allem unter Rudolph II. beeinflußt wurde, theils als Folge socialer oder politischer Verhältnisse, z. B. in den Hussiten- und Literatenchören, den Weisen der böhmischen und mährischen Brüder in die Erscheinung trat, oder aber, wo sie in Gestalt des Volksliedes, der Harfenisten und Petschauer Musikbanden die Landesgrenze überschritt, doch nur den Charakter des angeborenen, jedoch vom Künstlerthum nicht berührten Musiksinnes zeigte, beginnt zu Anfang des 18. Jahrhunderts eine auffallende Bewegung im musikalischen Leben Böhmens, welche den Ruhm heimischen Talentes, gepaart mit wahrem Können, in alle Lande trägt; eine Bewegung, von deren Größe man sich heute kaum eine Vorstellung macht und die allein im Stande ist, jene noch gegenwärtig allgemein verbreitete Hochschätzung böhmischer Künstlerschaft uns zu erklären Bald kennt das 18. Jahrhundert in Europa keine Hofcapelle, kein größeres Theaterorchester mehr, wo nicht böhmische Musiker, seien es schaffende Künstler oder Virtuosen, gesucht und mit offenen Armen empfangen werden, wo ihre Kunst so hoch in Ehren gehalten wird, daß der Ruf ihres Namens im fernen Heimathlande fröhlich wiederhallt. Gerade in den Beginn dieser Bewegung des vorigen Jahrhunderts aber fällt auch die Wirksamkeit der ersten böhmischen Musikschule, von deren segenbringender Thätigkeit uns die Kunde erhalten blieb.

Wenn jedoch hier von Schulen die Rede ist, so werden selbstverständlich nicht jene böhmischen Landschulen gemeint, welcher unter Anderen Burney, der englische Reisende, so rühmend erwähnt und deren jedes Dorf eine besaß, allwo der einfache Lehrer die Kinder im Singen und Spielen schlecht und recht unterrichtete und welchen gleichwohl nicht selten ein Genie entsprang, das gleich einem Stamitz die Mitwelt in Bewunderung versetzte; aber auch eine Schule im Sinne unserer heutigen Musiklehranstalten und Conservatorien darf unter dem beregten Ausdrucke nicht verstanden werden, sondern das Wort „Schule“ soll hier die Bedeutung der Thätigkeit eines einzelnen Meisters

wiedergeben, welcher seine Häuslichkeit durch anerkannt hervorragendes Können zum Sammelpunkte jüngerer aufstrebender Talente machte, die bei seiner Erfahrung Rath suchten und bereitwillig fanden, und von welchen ihrerseits wiederum Einige die empfangenen Lehren nicht allein zu eigenem Nutz und Frommen anwendeten, sondern dieselbe im Sinne ihres Meisters auf gleiche Weise wieder weiterverbreiteten, so daß sich in der Zeit eine Art musikalischer Stammbaum entwickelte, dessen einzelne Glieder in ihrem Wirken den Begriff des eigentlichen „Schulemachens" verkörpern.

Dies vorausgeschickt, möge zur Behandlung des Gegenstandes selbst geschritten werden.

I. Bohuslav Černohorsky († 1740).

In der Lebensbeschreibung des großen Geigers und Componisten Giuseppe Tartini wird uns berichtet, daß dieser Meister, da er um das Jahr 1715 zu Assissi weilte, von dem Organisten des dortigen Franziskanerklosters, Padre boëmo, theoretischen Unterricht in der Musik empfing. Padre boëmo aber war niemand Anderer, als das Haupt der ersten böhmischen Musikschule, Bohuslav Černohorsky. Zu Nimburg in Böhmen gegen Ende des 17. Jahrhunderts geboren, gehörte dieser Mönch zu jenen böhmischen Meistern, welche den Segen ihrer Kunst im Heimathlande mit größtem Erfolge verbreiteten, trotzdem sie eine lange Zeit ihres Lebens und Wirkens weit außerhalb der böhmischen Grenzen verbrachten. Černohorsky, der früh in den Minoritenorden eingetreten war, kehrte sich bald nach Italien, wo er die Würde eines Magisters in der Musik erlangte und zuerst Regenschori bei St. Anton zu Padua, hierauf Organist an der Klosterkirche zu Assissi war. In den Dreißigerjahren finden wir ihn wieder in Prag als Leiter der Kirchenmusik bei St. Jacob. Im Jahre 1740 zog es ihn abermals nach Italien, der Tod aber ereilte ihn auf der Reise dahin.

Černohorsky war seinerzeit vielleicht der berühmteste böhmische Musiker; in seinen Compositionen herrschte ungewöhnliche Harmonie, besonders aber die kirchlichen Werke zeichneten sich durch eine vollendete Kunst der Fuge und des Contrapunktes aus und waren in der ganzen Conception ihrer erhabenen Bestimmung gemäß gehalten.[1]) Leider

[1]) Ambros sagt von den wenigen ihm noch bekannt gewordenen Kirchencompositionen Černohorsky's (darunter eine treffliche Motette „Laudetur Jesus Christus"), daß sie „alle Geheimnisse des doppelten Contrapunktes in kühnster und geistvoller Weise behandeln".

wurden die meisten dieser Werke im Jahre 1754 durch jenen großen Brand, welchem ein Theil des Minoritenklosters in Prag zum Opfer fiel, vernichtet. Nur einige wenige wurden von Kennern fleißig aufbewahrt und noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts bei Gelegenheit nicht selten benutzt. Unübertroffen galt Černohorsky in der Kunst des Orgelspiels, und neben der Composition war es hauptsächlich diese, deren Meisterschaft er in glücklichster Weise während seines Prager Aufenthaltes auf eine Reihe würdiger Schüler vererbte. Neben Chr. Will. Ritter v. Gluck, welcher bei Černohorsky den ersten künstlerischen Unterricht empfing, und dem Ordensbruder Czeslaus Klackel († 1795 zu Krumau) gehörten zu dieser ersten Prager Schule Johann Zach, Franz Tuma und Joseph Segert, welch letzterer als der eigentliche Erbe seines Meisters selbst wieder das Haupt einer neuen großen Schule zu werden berufen war.

Johann Zach, gebürtig aus Čelakowitz, verweilte, nachdem er die Lehre Černohorsky's empfangen, nur kurze Zeit als Organist bei St. Gallus, später an der St. Martinskirche in Prag; dann aber trieb es ihn aus seiner Heimath, da ihm bei der Organistenwahl für die Prager Metropolitankirche trotz einer sehr befriedigenden Probeleistung ein Musiker von tief unter dem seinen stehenden Können vorgezogen wurde; draußen im Reiche gewann Zach nicht nur die verdiente Anerkennung als tüchtiger Orgelspieler und Contrapunktist, sondern erhielt auch die Capellmeisterstelle am Hofe zu Mainz. In seinem Wirken daselbst brachte er den musikalischen Charakter seiner Nation ruhmvoll zur Geltung, insbesondere wird es ihm hoch angerechnet, daß er der damals bereits beginnenden Neigung zum späteren italienischen Musikstyle keine Folge gewährte. Er starb zu Bruchsal im Jahre 1773.

Franz Tuma, geboren im Jahre 1704 zu Kosteletz a. d. Adler, studirte in Prag Philosophie und war nebenbei Tenorist an der St. Jacobskirche, woselbst er gleichzeitig mit Segert, damals Altist, die Leitung Černohorsky's genoß. Auch er verließ nach beendetem philosophischen Studium Prag und wandte sich nach Wien, wo er durch Unterstützung des böhmischen obersten Kanzlers Grafen Kaunitz das Glück fand, sich gänzlich der Tonkunst widmen zu dürfen. Fux wurde hier sein Lehrmeister, unter dessen Führung er sich im Contrapunkte und in der kirchlichen Composition zu hoher Meisterschaft vervollkommnete. Im Jahre 1741 wurde Tuma in seiner Eigenschaft als Gambenvirtuose Kammercomponist der Kaiserin-Wittwe Elisabeth; nach deren Tode mit einem ansehnlichen Gnadengehalte bedacht, zog er sich,

als im Jahre 1768 auch seine Gattin verschied, in das Prämonstratenserkloster Geras zurück, kehrte jedoch später wieder nach Wien zurück, woselbst er im Kloster der Barmherzigen Brüder am 4. Februar 1774 starb. Tuma's Compositionen, darunter namentlich dreißig Messen, ein Miserere, Responsorien und Lectionen waren hochgeschätzt ob ihres meisterhaften Satzes, sowie ob der ihrem Texte stets angemessenen Harmonie. Die Messen in E-moll und D-moll werden von Ambros als wahrhaft groß gerühmt.

II. **Joseph Ferd. Norbert Segert**[1]) (1716 bis 1782) ist der geistige Erbe seines Meisters Černohorsky und, wie bereits erwähnt, der Begründer einer neuen, weitverzweigten Schule, deren letzte Ausläufer (Sechter und Proksch) bis in die neueste Zeit hineinragen und so an sich bereits ein beredtes Zeugniß ihrer Bedeutung geben. Aber auch der Umstand, daß der Name seines weitgereisten Lehrers heute leider in keinem Musiklexikon mehr, mit Ausnahme des von Fétis, aufzufinden ist, während Segert's und seiner Schüler bis in die Gegenwart rühmend gedacht wird, obzwar er die Grenzen Böhmens zeitlebens nicht verlassen hat, ist wohl ein Beweis der bleibenden Größe seiner Wirksamkeit.

Zu Řepin bei Melnik am 21. März 1716 geboren, fand Segert durch sein frühzeitig sich offenbarendes Talent bereits als Knabe seine Ernährerin in der Musik, welche ihm auch den Besitz der nöthigen Mittel verschaffte, seinen Studien in Prag weiter zu obliegen, so daß er schließlich die Magisterwürde in der Philosophie erlangte. Der große Erfolg, den Segert im Jahre 1729 mit seiner schönen Altstimme anläßlich der Mitwirkung in einer im Clementinum gegebenen Oper davontrug, bestimmte ihn, sich neben seinen Studien mit der Musik, namentlich dem Orgelspiel und der Composition, eingehender zu befassen. Černohorsky wurde sein Lehrer, und bald nachdem er unter dessen Leitung zum ersten Male in der Pfarrkirche bei St. Jacob als Altist gesungen, ward Segert der erklärte Liebling des Meisters, dessen Zuneigung er namentlich durch einen seltenen Beweis musikalischer Begabung errungen; ein fremder Virtuose hatte im Minoritenkloster einige schwere Variationen unter großem Beifall zu Gehör gebracht, Segert aber sich dieselben so gut gemerkt, daß er sie frei nach dem Gedächtnisse auf seiner Geige wieder vortrug. Von diesem Augenblicke

[1]) In älteren Schriften irrthümlich auch Seezer, Segr oder Zeckert genannt.

an war Černohorsky um die Förderung des Talentes seines Lieblingsschülers eifrigst bemüht, verschaffte ihm die Partituren der besten Meister zum Studium und veranlaßte ihn, namentlich Prenestini, Marcello, Caldara und Fux mit Aufmerksamkeit durchzunehmen. In kurzer Zeit hatte Segert in der Composition, insbesondere aber im Orgelspiele, solch hohe Vollkommenheit erreicht, daß er bald Niemand seinesgleichen fand und ihm die Mitwelt ungetheilte Anerkennung und Bewunderung zollte. Bezeichnend erscheinen in dieser Hinsicht die Urtheile damals hervorragender Kunstgenossen. Der berühmte Wiener Hofcapellmeister Florian Leopold Gaßmann bekannte, keinen besseren Orgelspieler als Segert gehört zu haben; auf gleiche Weise äußerten sich der Halle'sche Musikdirector Dan. Türk und der Concertmeister und Violinvirtuose Franz Ant. Ernst († 1805) in Gotha; Letzterer war überdies von Segert's Compositionen so sehr eingenommen, daß er einen großen Theil derselben käuflich erwarb, von welchen Dan. Türk acht Toccaten und Fugen für die Orgel bei Breitkopf und Härtel veröffentlichte, „damit durch sie der sinkende Geschmack in Deutschland gehoben werde“. Auch Burney ist voll des Lobes über ihn und hebt außerdem noch den zarten, freundlichen und zuvorkommenden Charakter Segert's hervor, welch letzterer Umstand uns die seltene Neidlosigkeit seiner Collegen einigermaßen begreiflich macht; so hatte namentlich sein Mitschüler Zach, mit welchem Segert als zweiter Violinist einige Jahre an der St. Martinskirche zugebracht, ihn dem dortigen Chorregenten Simon Brixi als den „besten Orgelspieler“ anempfohlen, und thatsächlich ward Segert auf einige Zeit in dieser Stellung der Nachfolger Zach's, nachdem derselbe ins Ausland gegangen war. Hierauf wirkte er in gleicher Eigenschaft am Tein und zuletzt bei der Kreuzherrenkirche an der Brücke. Hier war es, wo ihn im Jahre 1781 Kaiser Joseph II. spielen hörte und den denkwürdigen Ausspruch that: „Ich habe nie einen so trefflichen Organisten gehört.“ Und diese Bewunderung des Monarchen für Segert's kunstfertiges und gediegenes Spiel war so nachhaltend, daß er den Wunsch äußerte, ihn für die Wiener Capelle zu besitzen; ein Jahr darauf langte das Decret seiner Ernennung zum Hoforganisten herab, traf aber Segert nicht mehr unter den Lebenden; er starb am 22. April 1782 und wurde bei St. Castulus in Prag feierlich bestattet.

Segert's Werke, bestehend in einer großen Anzahl von Messen, Motetten, Litaneien, Psalmen, Chorälen, Präludien und Fugen für die Orgel, blieben, mit Ausnahme der obenerwähnten acht Toccaten,

Manuscript. Aber weder in diesen Compositionen, noch auch in der großen Kunst seines Orgelspiels, welche Segert bei allen Musikkennern zum größten Virtuosen auf diesem Instrumente nicht nur in Böhmen, sondern in ganz Deutschland stempelte, liegt der Schwerpunkt seines Wirkens, sondern in Segert's unvergänglicher Bedeutung als Theoretiker und Lehrer. Seine Wohnung war der Sammelpunkt junger Männer, welche eine höhere musikalische Bildung anstrebten. Die bedeutendsten unter denselben waren Myslweczek, Karl Kopřiwa, Skydanek Fibich, Wrabecz, Wottawa, Wurscher, Kucharcz, Maschek und J. A. Koželuch, Letzterer wieder das Haupt einer bedeutenden neuen Schule.

Joseph Mysliweczek, ein Freund Mozart's, in dessen Briefen oft mit großer Antheilname seiner gedacht wird, ist am 9. März 1737 zu Prag als Sohn eines Müllers geboren. Nach beendetem philosophischen Studium lernte er von seinem Vater das Müllerhandwerk und wurde auch Meister. Nach des Vaters Tode kehrte er der Mühle den Rücken, überließ sie seinem Zwillingsbruder und folgte nur dem Rufe seines musikalischen Genius; einzig mit einigen Kenntnissen im Geigenspiele ausgerüstet, ging er zu Franz Habermann (s. u.) in die Lehre, wo er den ersten Unterricht im Contrapunkte genoß, ohne jedoch besondere Fortschritte zu machen. Hierauf erst wurde er Schüler Segert's, welcher um diese Zeit an der Teiner Kirche angestellt war; hier nun entwickelte sich sein Talent so rasch, daß er bereits im Jahre 1760, also 23 Jahre alt, seine ersten sechs Symphonien, welchen er die Namen der ersten Monate beilegte, herausgeben konnte. Nachdem er dieses Werk mit allgemeinem Beifalle aufgenommen sah, ging Mysliweczek, um auch die Operncomposition gründlich zu lernen, im Jahre 1763 nach Venedig, woselbst er bei Pescetti Unterricht nahm. Ein Jahr darauf verfaßte er bereits für Parma seine erste Oper, welche so gefiel, daß er den Auftrag erhielt, zum Namensfeste des Königs ein neues Bühnenwerk zu schreiben; es war „Bellerophonte" und errang zu Turin, Mailand, Florenz, Pavia und Venedig den glänzendsten Erfolg; in letzterer Stadt wurde Mysliweczek in Sonetten besungen, der Hof, der Adel und die größten Meister waren voll Bewunderung für ihn, und insgemein ward er il Boëmo oder Venatorini genannt. Von Allen als das größte Genie betrauert, starb Mysliweczek am 4. Februar 1781, 44 Jahre alt, zu Rom; auf Veranlassung seines Schülers, des englischen Edelmannes Barri, ward sein Leichnam unter großem Gepränge in der Kirche St. Lorenzo zu Luzina bestattet und

ihm daselbst ein kostbares Marmordenkmal gesetzt. Mysliweczek's Werke bestanden in einer großen Anzahl von Oratorien, Concerten, Symphonien, einzelnen zumeist für die berühmte Sängerin Gabrieli geschriebenen Bravourarien, dreißig Opern und vielen Kammermusikwerken, von welchen sechs Trios für zwei Violinen und Cello, sowie zwölf Streichquartette im Druck erschienen; die zweite Hälfte der letzteren kam erst nach seinem Tode (1782) heraus. Ungeachtet der hohen Honorare befand sich Mysliweczek dennoch zumeist in so mißlichen Verhältnissen, daß er Geld borgen mußte, denn in seiner Großmuth ging er namentlich zu weit in den Belohnungen derer, welche die Gedanken seiner Compositionen, so wie er es wünschte, wiederzugeben verstanden.

Karl Kopřiwa (Sohn des Wenzel Kopřiwa, siehe Dollhopf), geboren am 9. Februar 1756, gestorben am 16. Mai 1785, verschaffte sich einen geachteten Namen als trefflicher Orgelspieler und Componist. Er schrieb Messen, Offertorien, Arien, zwölf Symphonien, acht Orgelconcerte und außerdem viele Präludien und Fugen. Obwohl er in jungen Jahren starb, hatte Kopřiwa doch selbst wieder eine nicht geringe Anzahl von Schülern im Orgel- und Flügelspiel ausgebildet, darunter auch seinen Bruder Johann, welcher als Organist auf der gräflich Pachta'schen Herrschaft angestellt war.

Joseph Skydanek, geboren zu Melnik, gestorben als Chorregent in Laun, entwickelte in der Schule Segert's einen Fleiß, dessen Unermüdlichkeit und Ausdauer der Meister selbst bewunderte. Unter Anderem schrieb er sechs Claviersonaten, welche als „meisterlich verfertigt" gelobt wurden.

Anton Fibich, ein Schwiegersohn Segert's, that sich durch die Composition von Messen und anderen Kirchensachen hervor und hatte nebenbei als Trompetist einen vorzüglichen Ruf. Ihm fiel der große Musikalienschatz des Meisters als Erbe zu.

Bartholomäus Wottawa, gleichfalls ein Schwiegersohn Segert's, welcher sich auf diesen seinen Schüler gerne berief, starb eines frühzeitigen Todes im Jahre 1787 zu Wittingau als Organist; er schrieb zahlreiche Kirchenstücke, worunter namentlich Präludien, Fugen und Toccaten für die Orgel sehr geschätzt wurden.

Joseph Wrabecz, geboren zu Böhmisch-Brod als der Sohn des dortigen Organisten Wenzel Wrabecz, war zuerst im Benedictinerstifte Sazau, woselbst er studirte, Vocalist, kam dann nach Prag in Segert's Schule und bildete sich hier im Orgelspiel und in der Composition aus. Nach dem Tode seines Vaters folgte er diesem in der

Stellung als Chorregent zu Böhmisch-Brod. Wrabecz componirte Messen, Offertorien und Arien und zog auch selbst wieder viele gute Schüler heran, darunter seinen Bruder Anton, einen trefflichen Violinisten.

Joseph Wurscher, gebürtig aus Pilsen, galt nach dem Zeugnisse seines Mitschülers Kucharcz für besonders tüchtig in der Theorie. Zu Pilsen, woselbst er Organist an der Stadtkirche war, bildete auch er eine Reihe guter Schüler. Auch schrieb er Fugen, Präludien und andere seinerzeit mit Beifall aufgenommene Kirchensachen.

Johann Baptist Kucharcz, geboren zu Chotecz am 5. März 1751 als Sohn eines Landmannes, war seinerzeit einer der ersten Tonkünstler in Böhmen, welcher sich sowohl durch seine Compositionen als durch ein bewunderungswürdiges Spiel auf der Orgel, namentlich in Mozart'schen Concerten und Fugen so sehr auszeichnete, daß man ihn den zweiten Segert nannte. Bald nach Beendigung eines mehrjährigen Studiums an des Letzteren Schule fand er Stellung als Organist an der Prager St. Heinrichskirche, woselbst er sich in kurzer Zeit solche Verdienste um die Kirchenmusik erwarb, daß ihm seitens der Stadt das Bürgerrecht frei ertheilt wurde. Neben dem Unterricht im Singen und Clavierspiel, welchen er um diese Zeit in vielen adeligen Häusern ertheilte, beschäftigte sich Kucharcz mit der Composition meist kirchlicher Werke und war zudem ununterbrochen um die Verbreitung und Förderung des guten Geschmackes in der Musik bemüht. Eine besondere Anerkennung erwarb er sich durch seine Clavierübertragungen von Mozart's „Don Juan“, „Figaro“, „Titus“, „Cosí fan tutte“ und der „Zauberflöte“, zu welch letzterer Oper er im Jahre 1794 (als Capellmeister des Prager Theaters) auch die Recitative schrieb. Von Mozart selbst wurden diese Arbeiten mit Dank und Beifall aufgenommen. Bei alledem aber war Kucharcz auf die stete eigene Fortbildung unablässig bedacht, und die Partituren von Fux, Bach und Marpurg bildeten sein tägliches Studium. In gerechter Würdigung alles dessen waren seine Mitbürger auch bemüht, dem Können dieses Künstlers einen möglichst angemessenen Spielraum zu bieten, und so erwählte man ihn im Jahre 1790 zum Nachfolger des Organisten Wolf an der Strahover Stiftskirche und ein Jahr später zum Capellmeister der italienischen Oper zu Prag. In beiden Stellungen zeichnete sich Kucharcz zu wiederholten Malen rühmlich aus, namentlich bei Gelegenheit der böhmischen Krönungen Leopold II. (1791) und Franz II. (1792), wo seine Meisterschaft sich bei den veranstalteten musikalischen Akademien und Opernvorstellungen glänzend bewährte. Kucharcz schrieb

außer mehreren hochgeschätzten Orgelconcerten verschiedene Opernstücke, Ballette, sowie Kammercompositionen; auch war er ein Meister auf der Harmonika und dem Fortepiano.

Vincenz Maschek, geboren am 5. April 1755 zu Zvikowetz, gestorben am 15. November 1831 zu Prag, woselbst er Musikdirector an der Kleinseitener St. Niklaskirche war und zuletzt einen Musikalienverlag besaß, war ein genialer Pianist und als solcher Schüler von Dussek (s. u.). Die hervorragende Ausbildung im Contrapunkt und in der Composition jedoch, welche sich auch in seinem Spiele auf originelle Art bekundete, verdankte er Segert. Eine musikalische Akademie, welche Maschek am 21. März 1791 nach erfolgter Rückkehr von einer großen, in das Ausland unternommenen Concertreise im Prager Nationaltheater unter großem Erfolge veranstaltete und in welcher er mit seiner Gattin, einer vortrefflichen Harmonikavirtuosin, durchwegs eigene Compositionen vorführte, bahnte ihm den Weg zu immer größerer Anerkennung. So erhielt er seitens der Stände im Jahre 1796 den Auftrag, zu Ehren des Vaterlandserretters Erzherzog Karl eine Cantate („Böhmens Dankgefühl") zu componiren, welche am 18. November desselben Jahres durch hundert Musiker zur Aufführung gelangte; dieses Werk erhielt den größten Beifall und sein Schöpfer außer dem Honorar auch eine goldene Dose vom Kaiser Franz zum Geschenke. Maschek selbst gab wiederum der eigenen Verehrung für die großen Talente seiner Kunstverwandten des öfteren beredten Ausdruck in den großen musikalischen Todtenfeiern, welche er in der St. Niklaskirche, so namentlich nach dem Hinscheiden Dussek's und Mozart's, veranstaltete. Seine Compositionen, bestehend in mehreren böhmischen Opern, ferner Messen, Symphonien, Kammermusiken, Clavierconcerten, Sonaten und Liedern, sowie einzelnen Stücken für die Harmonika, verschafften ihm einen nicht geringen Ruf; ebenso die Erfindung einer neuen Claviatur zu dem letztgenannten Instrumente, welches er selbst meisterlich handhabte. Endlich erfreute sich Maschek auch als Lehrer, dem die Gabe der Mittheilung besonders zu eigen war, hohen Ansehens und großen Zuspruchs.

III. **Johann Anton Koželuch** (1738 bis 1814)

bleibt ungeachtet späterer Anfeindungen der bedeutendste Schüler Segert's als geistiger Erbe dieses Meisters; seine Compositionen, vor Allem aber seine Lehrkunst im Gesange machten ihn zu Lebzeiten zu einem der gesuchtesten Meister in Böhmen. Am 13. October 1738 zu Welwarn geboren, erhielt Koželuch als Discantist seine Ausbildung im Jesuitencollegium

zu Březnitz, kam hierauf nach Prag zu Segert, wurde Chorsänger (Bassist) am Dome zu St. Veit, und wendete sich dann auf einige Zeit nach Wien. Daselbst wurden Gluck und Gaßmann seine Lehrer, und durch des Ersteren, sowie auch Hasse's Anempfehlung, mit welchem er gleichfalls in Beziehungen stand, ward er in Wien Kirchenmusikdirector, ging aber schließlich nach Prag. Hier erwarb er sich durch den Unterricht beim hohen Adel so viel Anerkennung, daß er nach einer erfolgreichen Wirksamkeit an der Kreuzherrenkirche, im Jahre 1784 die Capellmeisterstelle an der Metropolitankirche erhielt. Koželuch's Compositionen bestehen in mehreren italienischen Opern, Oratorien („La mort d'Able", „Gioas rè di Giuda"), namentlich aber in Messen, welche noch gegenwärtig allenthalben zur Aufführung gelangen. Nie jedoch gab er auch nur eines seiner Werke in Druck, was seine Zeitgenossen und Verehrer sehr bedauerten, weil in jenen Kirchensachen „ein wahrer Schatz von musikalischer Vaterlandsehre" ruhe. So wie bei Segert liegt aber auch bei Koželuch die Bedeutung in seiner Wirksamkeit als Lehrer, und zwar nach dreifacher Richtung hin, im Gesange, Clavierspiele und in der Theorie. Böhmen verdankte Koželuch den Besitz so vieler geschickter Chorsänger, daß man seinen Tod schon in dieser Hinsicht als einen großen Verlust empfand. Als seine gelehrigste Schülerin in der Gesangskunst möge hier Koželuch's eigene Tochter erwähnt werden, welche bereits als zwölfjähriges Mädchen durch ihre Begabung und Fertigkeit allgemeine Bewunderung erregte. In der Theorie und im Clavierspiel aber waren seine vorzüglichsten Schüler Wrba, Wolfram, Wittassek, Koželuch's Vetter Lopold, Simon Sechter und Joseph Proksch.

Wrba, ein ebenso trefflicher Tenorist als Componist, verließ nach mehrjährigem Aufenthalte Prag, begab sich zuerst nach Polen, später ins mailändische Gebiet und stand zuletzt als Capellmeister in russischen Diensten. Zur Zeit seines Prager Aufenthalts erschienen von ihm vortrefflich gesetzte Arien, Quartette, kurze Kirchenstücke und Motetten.

Joseph Maria Wolfram, geboren am 21. Juli 1789 in Dobřan, gestorben als Bürgermeister zu Teplitz am 30. September 1839, betrieb die Musik anfänglich und auch zuletzt wieder als Liebhaber, war jedoch in den Jahren 1811 bis 1813, ehe er eine Anstellung finden konnte, gezwungen, als Musiklehrer in Wien sein Brot zu verdienen, woselbst er Schüler von Drechsler (s. u.) wurde. In der Composition aber war Koželuch sein Lehrer. Wolfram, welcher sich als Componist einen hochachtbaren Namen geschaffen, that sich besonders auf dem Gebiete

der Bühnenmusik hervor; so schrieb er die Singspiele „Ben Haly“ (1812, 1 Act; nicht gegeben), „Prinz Lieschen“ (Dresden 1829, 3 A.), „Der Bergmönch“ (ebenda 1830, 3 A.), „Drakaena, die Schlangenkönigin“ (Berlin 1834, 3 A.), und die Opern: „Alfred“ (Text von Kotzebue, Dresden 1826), „Die Normannen in Sicilien“ (ebenda 1829, 3 A.), „Die bezauberte Rose,“ „Schloß Candra“ (Dresden 1832, 3 A.), „Beatrice“ (Text von Meynert und vom Componisten), „Wittekind“ (Dresden 1838, 3 A.). Die erstgenannte Oper „Alfred“ erzielte bei ihrer Erstaufführung einen solchen Erfolg, daß Wolfram nahe daran war, Weber's Nachfolger auf dem Capellmeisterposten in Dresden zu werden. Wolfram's Opernwerke, heute so gut wie vergessen, zeichneten sich durch großen Melodienreichthum aus und genossen bei Lebzeiten des Componisten die Gunst des Tages.[1]) Von den übrigen Werken erschienen Missa nuptialis, Lieder und Claviersachen im Druck. Die Stadt Teplitz bewahrt ihrem musikbegabten Bürgermeister noch heute ein ehrendes Andenken.[2])

[1]) So berichtet Jener selbst in einem gegenwärtig in der bekannten Sammlung des kais. Rathes Dr. Schebek in Prag befindlichen Briefe ddo. Dresden 5. Mai 1833 u. A. über den großen Erfolg, welchen die Aufführung von „Schloß Candra“ in Berlin erzielte: „Am 19. April fand die erste Aufführung unter meiner Leitung bei überfülltem Hause statt. Ein Sturm von Applaus wurde jeder Piece zu Theil und am Schlusse, ehe wir noch ganz geendet hatten, wurde ich vom ganzen Hause mit allen Darstellern gerufen. Ein unerhörtes Bravorufen aus tausenden von Kehlen wurde auf uns abgefeuert, und längst waren wir in den Coulissen, schallte es noch immer fort. Den 21. Mai dirigirte ich die zweite Vorstellung. Die Billetenanfragen konnten nicht befriedigt werden und das Spectakuliren des Publicums mit dem Herausrufen des Componisten und aller Darsteller — was bei einer zweiten Vorstellung ungewöhnlich ist — fand abermals statt, wie am ersten Tage ... Mit einem Worte, die Oper hat Furore gemacht und wird sich lange halten. Der König kam nach dem ersten Acte auf die Bühne und gab mir die allerhöchste Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Ausdrücken zu erkennen. Der Generalprobe wohnte er ganz bei, so auch der ersten und dritten Vorstellung. Mit Gratulationen wurde ich von allen Seiten überschüttet wie noch nie!“ Eine andere Stelle dieses Briefes möge ihres allgemeinen Interesses wegen hier angefügt werden: „Candra“ ging am 17. December 1832 zu Dresden in Scene und wurde bis Ende Februar sieben Mal gegeben. Daraus entnehmen Sie, daß sie gefiel, wiewohl die berühmte Devrient weder sang noch spielte, sondern zu ihrer eigenen Schande die brillante Partie der Maria wie einen Waschhader behandelte. Nicht einmal auswendig kannte sie die Partie, geschweige denn, daß sie in den Geist des Werkes eingedrungen wäre. Bestia!!! — Wären die übrigen Mitwirkenden nicht so ausgezeichnet gewesen, so würde die Oper durchgefallen sein.“

[2]) Die Gräber Wolfram's und des Dichters Seume blieben bei Auflassung des alten Stadtfriedhofes und Umwandlung desselben in die neuen Parkanlagen unangetastet und werden alljährlich an den Gedächtnißtagen feierlich bekränzt.

Johann Nepomuk August Wittassek, geboren am 22. Februar 1770 zu Hořin, gestorben den 7. December 1839 in Prag, hatte sich bereits als Knabe unter Leitung seines Vaters zu einem tüchtigen Orgelspieler ausgebildet und so die Aufmerksamkeit seiner Herrschaft, der fürstlichen Familie Lobkowitz auf sich gelenkt, welche ihn behufs weiterer Ausbildung mit nach Prag nahm. Hierselbst genoß er Koželuch's Unterricht und verschaffte sich als Clavierspieler und Lehrer bald einen großen Ruf. Im Jahre 1800 wurde er Flügelmeister und Haussecretär beim Grafen Friedrich von Nostitz, 1814 nach dem Tode seines Lehrers dessen Nachfolger als Domcapellmeister und endlich 1826 Director der Orgelschule zu Prag. Wittassek bewahrte dieser Stadt seiner Erfolge eine solche Anhänglichkeit, daß er die ihm nach Salieri's Hinscheiden angebotene Hofcapellmeisterstelle in Wien ablehnte. Zu Lebzeiten namentlich im meisterhaften Vortrage Mozart'scher Concerte bewundert, hat sein Name als Componist noch gegenwärtig in Böhmen guten Klang, und seine Kirchenwerke, darunter ein treffliches Requiem, kommen noch allenthalben zu Gehör. Wittassek hat sich auf allen Gebieten der Composition versucht und eine Anzahl ausgezeichneter Schüler herangebildet; unter diesen ist namentlich Joseph Krejči (geboren 6. Februar 1822 zu Milostin, gestorben 19. October 1881 in Prag) als Organist und Tonsetzer bemerkenswerth, welcher im Jahre 1858 Nachfolger von C. F. Pitsch als Director der Orgelschule und 1865 Director des Conservatoriums wurde.

Leopold Koželuch, geboren 1753 zu Welwarn, gestorben am 7. Mai 1811 in Wien, widmete sich anfänglich in Prag den juristischen Studien, welche er auch vollendete; als aber im Jahre 1791 ein Ballet seiner Composition am ständischen Theater unter großem Beifall zur Aufführung gekommen war, ging er vollends zur Musik über, nahm bei seinem Vetter Unterricht in der Composition und im Clavierspiel und studirte nebstdem fleißig die Partituren Haydn's und anderer Meister. Nachdem er in den sechs folgenden Jahren 24 weitere Ballette, 3 Pantomimen und ähnliche Theatermusiken verfaßt, wendete er sich nach Wien, woselbst er durch sein ausgezeichnetes Clavierspiel in den höchsten Adelskreisen Eingang fand und auch bald zum Musiklehrer der Erzherzogin Elisabeth ernannt wurde. Im Jahre 1781 sollte Koželuch Mozart's Nachfolger als erzbischöflicher Concertmeister in Salzburg werden, nahm jedoch dieses Anerbieten nicht an; als hingegen eine große Cantate, welche er anläßlich der Prager Königskrönung im Jahre 1792 geschrieben, den allerhöchsten Beifall erhielt,

rückte er nach Mozart's Tode in dessen Stelle als kaiserlicher Hofcomponist mit einem Gehalte von 1500 fl. ein. In diesen Aemtern entwickelte Koželuch als Componist eine außerordentliche Fruchtbarkeit; außer den genannten Balletten schrieb er nicht weniger als 3 Opern („Didone abbandonata", „Judith", „Deborah"), das Oratorium „Moses in Aegypten", gegen 30 Symphonien, 13 Clavierconcerte — darunter je eines zu vier Händen und für zwei Pianoforte — 57 Claviertrios, 6 Celloconcerte, je 2 Clarinetten- und Bassethornconcerte, viele Sonaten, Arien, Cantaten und Chöre u. s. w. Koželuch's Werke, namentlich aber jene für Clavier, waren in Deutschland sehr beliebt; die meisten erschienen auch im Drucke, zumal der Componist selbst in Wien eine Notenstecherei mit Verlag besaß. Die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher Koželuch schuf, hatte freilich gar oft den Mangel an Gediegenheit eines Werkes zur Folge. Ueberdies wirft eine gewisse Selbstüberhebung und ein hämischer Zug im Wesen Leopold Koželuch's ein schiefes Licht auf dessen Charakter, für welchen eine Anekdote bezeichnend ist, die zugleich auch das persönliche Verhältniß dieses Componisten zu Mozart beleuchtet: Als in einer Gesellschaft ein neues Streichquartett Haydn's aufgeführt wurde, sagte Koželuch bei einer besonders kühn concipirten Stelle zu Mozart: „Das hätte ich nicht so gemacht!" worauf Letzterer schlagfertig entgegnete: „Ich auch nicht, aber wissen Sie warum? Weil weder Sie noch ich darauf gekommen wären!" Und Koželuch trug Mozart diese Antwort zeitlebens grollend nach.

Als eine hervorragende Schülerin Koželuch's im Clavierspiele sei hier die blinde Pianistin und Componistin Maria Theresia Paradies erwähnt, welche auf ihrer Kunstreise im Jahre 1783 zu Frankfurt a. M. zwei Clavierconcerte ihres Lehrers unter allgemeinem Beifalle zum Vortrage brachte.

Simon Sechter, der berühmte Lehrer des Contrapunktes, ward am 11. October 1788 zu Friedberg in Böhmen geboren. Er setzte die in Prag unter Koželuch begonnenen Studien bei Hartmann in Wien weiter fort, wurde dortselbst im Jahre 1811 Musiklehrer am Blindeninstitut, hierauf Mitglied der Hofcapelle, Hoforganist und schließlich Professor für Harmonie- und Compositionslehre am Conservatorium der Musikfreunde. In dieser Eigenschaft fand er reichlich Gelegenheit, die Lehre seines Meisters, vereinigt mit den eigenen zeitgemäßeren Anschauungen, erfolgreich zu verbreiten; unter seinen zahlreichen Schülern finden sich nicht wenige bedeutende Namen, wie Selmar Bagge (Ver-

fasser des weitverbreiteten „Lehrbuch der Tonkunst"), Theodor Döhler, S. Thalberg, Henri Vieuxtemps und Anton Bruckner. Sechter's Compositionen bestehen in Messen, Gradualien, Offertorien, welche zum Theil in alten Kirchentonarten geschrieben sind, einem Te deum, sowie einer großen Anzahl von Präludien und Fugen, ferner zwei Streichquartetten (davon das zweite op. 6 „Die vier Temperamente") Claviervariationen u. a. Auch eine burleske Oper kam im Jahre 1844 zur Aufführung, blieb jedoch ohne Erfolg, wie denn überhaupt auch Sechter's Bedeutung nicht in seinen Compositionen, sondern in jener Lehrmethode liegt, welche er in dem dreibändigen Werke „Die Grundsätze der musikalischen Composition" (Leipzig 1853/54) mit äußerster Consequenz niederlegte; trotz mancher Anfeindungen wurde dieses Lehrbuch rühmlich anerkannt und fand eine große Verbreitung.

Joseph Proksch, der Begründer einer berühmten, noch gegenwärtig unter Leitung seiner Tochter Marie fortbestehenden Musikschule, wurde am 4. August 1794 zu Reichenberg geboren. Obgleich seit dem 13. Lebensjahre völlig erblindet, kam er doch als Clavierpädagoge zu hohem Ansehen und verfaßte einen „Versuch einer rationellen Lehrmethode im Pianofortespiel," welches Werk auch außerhalb seines Schülerkreises vielen Anwerth gefunden hat. Proksch, welcher am 20. December 1864 starb, hinterließ auch viele Claviersachen und Bearbeitungen classischer Orchesterwerke zu 4 bis 8 Clavieren. Aus des Meisters Schule gingen unter Anderen hervor Franz Max Brava (geboren 1845 in Prag, 1868 Musikdirector in Karlsstadt, als Pianist, Dirigent und Componist vortheilhaft ausgezeichnet) und die berühmte Pianistin Wilhelmine Clauß-Szarvady (geboren am 13. December 1834 zu Prag).

IV. **Habermann** († 1783), **Seghling** († 1756), **Dollhopf** († 1733), **Joseph Reicha** († 1795), **Drechsler** († 1852), **F. D. Weber** († 1842).

Im Folgenden möge eine Reihe von Schulen betrachtet werden, welche zwar mangels einer stetig fortschreitenden Entwickelung und Verzweigung an Bedeutsamkeit hinter den vorangegangenen weit zurückstehen, nichtsdestoweniger jedoch durch ihre Lehre einen unleugbaren Einfluß auf die Schöpfungen ihrer Zeit ausübten und untereinander wieder die zeitlichen Glieder einer Kette bilden, welche von dem Wirken der früher genannten Meister zu jenem der letztberühmten historischen Musikschule Böhmens, des Altmeisters W. J. Tomaschek hinüberleitet.

1. **Franz Johann Habermann**, geboren im Jahre 1706 zu Königswart in Böhmen, studirte zuerst in Klattau Humaniora, dann in Prag

Philosophie und erlangte auch in letzterer Wissenschaft die Magisterwürde. Seine um diese Zeit entstandenen musikalischen Erstlingswerke genügten ihm nicht, er wendete sich nach Italien und nahm daselbst bei den berühmtesten Meistern Unterricht. Hierauf reiste Habermann nach Spanien und Frankreich, woselbst ihm im Jahre 1731 seine Sprachenkenntniß und sein Talent zur Capellmeisterstelle beim Prinzen Condé verhalf. Nach dessen Tode ward er großherzoglicher Capellmeister zu Florenz und kehrte erst nach dem Hinscheiden seines Fürsten wieder nach Böhmen zurück. Um diese Zeit ging zu Prag die Krönung Maria Theresia's vor sich, bei welcher Gelegenheit ihm der Auftrag zu Theil wurde, für das Altstädter Jesuitenseminar eine Oper zu schreiben; selbe ward in Gegenwart der Kaiserin unter solchem Beifalle aufgeführt, daß ihren Schöpfer nicht nur die Adelskreise Prags, sondern auch viele seiner Landsleute zum Meister erwählten. Auch wurde Habermann die Chorregentenstelle bei Theatinern und im Jahre 1750 bei Malthesern übertragen, welches Amt er durch mehr als 20 Jahre rühmlichst bekleidete. Im Jahre 1773 folgte er einem Rufe nach Eger an die dortige Decanatkirche und starb in letzterer Stadt am 7. April 1783 im 77. Lebensjahre.

Habermann's Compositionen verrathen sämmtlich eine große Meisterschaft im Contrapunkte; 12 Messen und 6 Litaneien erschienen zu Prag im Druck; hingegen blieben Manuscript unter anderen viele Sonaten, Symphonien, sowie zwei Oratorien („Conversio peccatorum", 1749 in der St. Jacobskirche, und „Deodatus a Gazzone S. Joann. Hierosolymit Ordinis pestiferi Draconis Rhodensis interfector", 1754 bei Malthesern mit großem Beifalle vorgeführt). Habermann's vorzüglichste Schüler waren Dussek, Oelschlegel und Kajetan Vogl.

Franz Dussek,[1]) heute noch bekannt durch sein und seiner Gattin liebenswürdig freundschaftliches Verhältniß zu Mozart, welcher während der ruhmvollen Don Juan-Tage zu Prag in ihrem gastfreundlichen Hause (Weingarten Bertramka) weilte, ist am 8. December 1736 zu Chotiebоř geboren und verdankt seine erste Ausbildung wie auch sein späteres Glück der Gunst seines damaligen Grundherrn und Mäcens Grafen Johann Karl von Spork. Die Bedeutung Dussek's, welchen das „Jahrbuch der Tonkunst" (1796) als die „wahre Säule der sich

[1]) Nicht zu verwechseln mit dem Pianisten und Componisten Johann Ladislaus Dussek, gest. 1812 in St. Germain en Laye bei Paris.

noch erhaltenden Tonkunst“ (in Prag) bezeichnet, lag in seiner Virtuosität als Pianist und hervorragenden Begabung als Clavierpädagoge; seinem Einfluß wird die Verbesserung des Geschmackes im Clavierspiel zugeschrieben, indem er zuerst eine richtige Fingersetzung, sowie Ausdruck und Feinheit im Vortrage einführte und lehrte. Unter Dussek's Compositionen, welche stets mit dem größten Beifalle aufgenommen wurden und sehr beliebt waren, fanden namentlich seine Claviersonaten zu vier Händen rühmliche Verbreitung; auch schrieb er Symphonien, Concerte und Kammermusiken. Zu seinen Schülern zählt vor Allen Dussek's eigene Gattin Josepha (geboren 7. März 1753), welche ihm allein ihre weitgerühmte Virtuosität im Gesange und auf dem Clavier verdankte. Dussek starb zu Prag am 12. Februar 1799.

Johann Lohelius Oelschlegel, Musikdirector am Strahov zu Prag und in dieser Eigenschaft Vorgänger des Biographen Gottfried Johann Dlabacz, wurde am 31. December 1724 bei Dux geboren. Abgesehen von seinen zahlreichen Kirchenwerken hinterließ dieser Musiker, der auch Schüler von Sehling (s. u.) gewesen, ein bleibendes Denkmal durch seine Orgelbaukunst, in welcher er, obzwar Autodidakt, dennoch Meister war: die berühmte große Orgel in der Strahover Stiftskirche, welche Oelschlegel in einem fast gänzlich unbrauchbaren Zustande vorfand, ist in ihrer gegenwärtigen Gestalt sein Werk. Da er nach 12jähriger Arbeit noch die letzte Hand daran legen wollte, ereilte ihn der Tod am 22. Februar 1788. Zwei Jahre vorher hatte er eine Beschreibung dieses Orgelwerkes veröffentlicht. Oelschlegel's Compositionen, bestehend in einer Anzahl von Kirchenwerken, 8 Oratorien, 5 Pastoraloperetten, 2 Salve regina zu vier Stimmen mit Orgelbegleitung und andere, fanden auch am Dresdener Hofe vielen Beifall und waren namentlich ihres regelmäßigen Satzes wegen sehr geschätzt.[1])

[1]) Oelschlegel's künstlerisches Bewußtsein von der ernsten Bestimmung des kirchlichen Orgelspiels fand einen schönen Ausdruck in folgenden unter den Schriften seines Nachlasses befindlichen Versen:

„Organa qui pulsat, non ut liripippia tractet,
Aedibus in sacris se sciat esse Dei.
Vanis abstineat modulis, nam musica vana
Sacratam superis non decet illa domum.
Sic gravis ac suavis modulis praeseferat artem
Sic moderata placet musica sola Deo.“

Kajetan Vogl, Violinist und Componist, kam, obgleich zu Konojed in Böhmen geboren, schon frühzeitig nach Breslau an das dortige Jesuitenseminar und begab sich erst, nachdem er die Humaniora daselbst zurückgelegt, nach Prag; die bereits in Breslau als Altist begonnenen musikalischen Studien setzte er hier gleich eifrig unter Habermann fort, verließ aber später seinen Meister, dessen Lehrweise ihm nicht zusagen mochte, und bildete sich an den Partituren Mysliweczek's und Haydn's selbstständig weiter; auch bei dem gerade in Prag weilenden oberwähnten Violinvirtuosen F. A. Ernst nahm er Unterricht. Vogl war durch 12 Jahre Musikdirector an der St. Michaelskirche und nach Aufhebung des Klosters deutscher Prediger bei St. Trinitas, in welcher Stellung er am 27. August 1794 starb. Seine Werke bestehen in 26 Messen (darunter eine im Jahre 1781 im Dome mit großem Erfolge aufgeführte Missa solemnis), 4 Waldhorn-, 2 Violinconcerten, je 1 für Flöte, Oboe und Clarinette, 1 Operette („Durchmarsch"), 6 Streichquartetten u. a. m.

2. **Joseph Anton Sehling**, gebürtig aus Teising in Böhmen, war im Jahre 1739 „Hofmusikus und Compositore" beim Grafen Wenzel von Morzin und regens chori bei den Barnabiten, zuletzt Domcapellmeister in Prag, woselbst er am 19. September 1756 im hohen Alter starb. Nebst vielen Messen und anderen Kirchensachen schrieb er ein Oratorium („Filius prodigus", 1739 und 1744 mit Beifall aufgeführt) und zwei Opern, davon eine nach Maria Theresia's Krönung im Clementinum gegeben wurde, bei welcher Gelegenheit Sehling von der Kaiserin eine goldene Medaille zum Geschenk erhielt. Zu seinen Schülern gehört neben Oelschlegel (s. o.) auch Johann Preißler, der in der erwähnten Aufführung der Oper seines Lehrers die Rolle der Judith mit solchem Erfolge sang, daß ihn die Monarchin reich bedachte und seinem Wunsche die Wahl einer Gnade überließ.

Preißler war eine Zeit Lehrer im Hause des Grafen Kaunitz und wurde später Dechant in Böhmisch-Leipa, woselbst er im Jahre 1796 starb. Von seinen Compositionen waren viele Sonaten und Concerte für das Clavier bekannt, welches Instrument er gut beherrschte.

3. **Franz Joseph Dollhopf**, aus Tachau, Magister der Philosophie, war zuerst (1679) Tenorist an der St. Benediktskirche zu Prag, später Organist bei den Kreuzherren, welche Stelle er durch 30 Jahre rühmlichst bekleidete. Er starb am 13. Februar 1733. In Dollhopf's Schule, welche lange Zeit hindurch eines großen Rufes genoß, wurden u. A.

Wenzel Kopřiwa, Vater des Karl Kopřiwa aus der Segert'schen Schule (vgl. o.), und Kaspar Skola herangebildet.

Am 8. Februar 1708 in Brdloch geboren, weilte der Erstere durch viele Jahre in Prag und folgte sodann einem Rufe als Rector und Organist nach Citolib, in welcher Eigenschaft er über 56 Jahre wirkte. Kopřiwa, welcher einen guten Namen als Organist und Componist besaß, zeichnete sich auf seinen Werken mit dem Pseudonym Urtica.

Kaspar Skola war durch viele Jahre Organist an der Kirche zu Raudnitz und bildete auch seine beiden Söhne Kaspar und Franz zu trefflichen Orgelspielern aus.

4 **Joseph Reicha**, geboren 1746 zu Prag, gestorben 1795 als Capellmeister des Nationaltheaters in Bonn, wohin er in den Achtzigerjahren als Concertmeister gekommen war, stand als Violincellist, Orchesterdirigent und Componist in hohem Ansehen; in letzterer Beziehung wurde eine Reihe symphonischer und Kammermusikwerke hochgeschätzt. Einen nachhaltigen Erfolg jedoch erzielte seine Lehrthätigkeit, indem sein Neffe und Schüler sich einen bleibenden Namen in der Musikgeschichte errungen hat.

Anton Reicha, seinerzeit einer der bedeutendsten Theoretiker und angesehensten Componisten, wurde zu Prag am 29. Februar 1770 geboren. Als sein Oheim im Jahre 1788 die Concertmeisterstelle in Bonn erhielt, kam er als Flötist in das kurfürstliche Orchester, woselbst auch der gleichalterige Beethoven die Bratsche spielte; der innige Verkehr zwischen Beiden gestaltete sich für Reicha's schöpferische Zukunft bedeutungsvoll. Nach Auflösung des Orchesters im Jahre 1794 wendete sich Beethoven bekanntlich nach Wien, Reicha dagegen nach Hamburg, schrieb hier seine erste Oper („Oubaldi ou les Français en Egypte") und ging dann, in der Hoffnung, sein Werk daselbst aufgeführt zu sehen, im Jahre 1799 nach Paris; diese Hoffnung blieb zwar unerfüllt, doch fanden dafür zwei Symphonien seiner Composition beifällige Aufnahme. Die folgenden Jahre von 1802 bis 1808 finden wir Reicha zu Wien im erneuten Umgange mit Beethoven und auch befreundet mit Salieri, Albrechtsberger und Haydn, welche sein Compositionstalent vollends zur Reife brachten. Die Kriegsverhältnisse führten ihn sodann zum zweiten Male nach Paris, woselbst er nunmehr seinen bleibenden Aufenthalt nahm; im Jahre 1817 wurde Reicha zum Nachfolger Méhul's als Professor am Conservatorium und 1835 an Boieldieu's Stelle in die Akademie gewählt. In dieser Zeit schuf er

außer mehreren komischen Opern eine Anzahl auch im Druck erschienener hochbedeutender Instrumentalcompositionen, darunter die 24 Quintuors für Flöte, Oboe, Clarinette, Horn und Fagott, durch ihre Gedankenschönheit und Formvollendung besonders hervorragend. Reicha's bleibende Bedeutung aber liegt in einer Reihe von theoretischen Werken, die noch heute hochgeschätzt und von praktischem Werthe sind, als: „Traité de mélodie abstraction faite de ses rapports avec l'harmonie" (1814, 2. Aufl. 1832); „Cours de composition musicale ou traité complet et raisonné d'harmonie pratique" (1818); „Traité de haute composition musicale (1824 bis 1826, 2 Bände, französisch und deutsch von Czerny, als „Vollständiges Lehrbuch" &c. 1834, 4 Bände), u. a. Zu Reicha's vorzüglichsten Schülern gehörten Daniel Jelensperger, der Theoretiker Antoine Elwart und Charles Dancla.

5. **Joseph Drechsler**, ein trefflicher Lehrer und sehr fruchtbarer Componist, wurde am 26. Mai 1782 zu Wällisch-Birken in Böhmen geboren. Zuerst Correpetitor an der Wiener Hofoper, dann Theatercapellmeister zu Baden und Preßburg, wurde er später Organist an der Servitenkirche zu Wien und gründete daselbst im Jahre 1815 eine Musikschule. Ein Jahr später ward er Chorregent zu St. Anna, 1823 Capellmeister an der Universitäts- und Hofpfarrkirche; vom Jahre 1822 bis 1830 wiederum bekleidete er die Capellmeisterstelle am Theater in der Leopoldstadt und wurde schließlich im Jahre 1844 Capellmeister am Stephansdom. Wie seine äußere Laufbahn, war auch Drechsler's Schaffensthätigkeit zugleich der Bühne und der Kirche gewidmet. Neben sechs Opern (darunter „Claudine von Villa bella" und „Der Diamant des Geisterkönigs") schrieb er Messen, Offertorien, ein Requiem u. a., ferner Sonaten, Quartette und Lieder. Auch gab er eine Orgelschule, eine Harmonielehre, sowie eine erneute Auflage von Pleyel's Clavierschule heraus und verfaßte einen theoretisch-praktischen Leitfaden zum Präludiren. Drechsler starb zu Wien am 27. Februar 1852.

6. **Friedrich Dionys Weber**, geboren 1771 zu Welchau i. B., widmete sich anfangs dem Studium der Theologie zu Prag, von 1792 an aber gänzlich dem der Musik, und zwar unter Leitung des damals in Prag weilenden Abtes Vogler. Durch größere dramatische und Vocalcompositionen wurde Weber in kurzer Zeit so vortheilhaft bekannt, daß man ihn im Jahre 1810 mit der Organisation und Leitung des neugegründeten Prager Conservatoriums betraute, welcher Aufgabe er sich mit vielem Eifer und Erfolge unterzog, so daß die junge Anstalt bereits unter ihm als ersten Director zu hoher Blüthe und

Bedeutung gelangte.[1]) Weber starb, allgemein verehrt und betrauert, zu Prag am 25. December 1842; er hatte außer mehreren Kirchen- und Kammermusikwerken sehr viele seinerzeit beliebte Tänze geschrieben und die Anschauungen seiner trefflichen Schule in zwei theoretischen Werken niedergelegt, es sind eine „allgemeine Vorschule der Musik" (1828) und das „theoretisch-praktische Lehrbuch der Harmonie und des Generalbasses" (1830 bis 1834, 4 Thle.). Unter Weber's zahlreichen Schülern haben sich Moscheles, Kalliwoda, Bocklet und Dessauer ruhmvoll hervorgethan.

Ignaz Moscheles, geboren am 30. Mai 1794 in Prag, ließ sich bereits als elfjähriger Knabe bei einer am 6. Mai 1807 vom Violinconcertmeister Möser im Prager Convictsaale veranstalteten musikalischen Akademie auf dem Pianoforte hören und konnte drei Jahre später, dank der vortrefflichen Leitung Weber's, mit einem eigenen Clavierconcerte vor die Oeffentlichkeit treten. Der frühe Tod seines Vaters, eines wohlhabenden israelitischen Tuchhändlers, zwang Moscheles nach Wien zu gehen, wo er als Clavierlehrer seinen Unterhalt verdiente, nebstbei aber fleißig bei Salieri und Albrechtsberger die musikalischen Studien fortsetzte. Mit der Zeit fand er Aufnahme in den besten Kreisen, ja sein Ruf wurde so bedeutend, daß auch Beethoven sich für ihn interessirte und ihm 1814 die Clavierbearbeitung seines „Fidelio" übertrug.[2]) Bald gehörte Moscheles neben Hummel zu den gefeiertsten Virtuosen der Kaiserstadt, erregte jedoch auch durch seine Compositionen, namentlich durch die im Jahre 1815 erschienenen „Variationen über den Alexandermarsch", berechtigtes Aufsehen. Zu gleicher Zeit entspann sich zwischen ihm und Meyerbeer, der ebenfalls in Wien weilte, ein künstlerischer Wettkampf, welcher indeß den persönlichen Beziehungen Beider keinen Eintrag that. Im Jahre 1820 unternahm Moscheles seine erste Concertreise durch Deutschland nach

---

[1]) Vgl. den Aufsatz: „Das Conservatorium der Musik in Prag", in der „Oesterreichischen Revue", Jahrg. 1867, Heft VI, S. 106.

[2]) Naumann erzählt in seiner „Illustrirten Musikgeschichte" folgenden launigen Vorfall nach Moscheles' persönlicher Ueberlieferung: Beethoven hatte den von Hummel angefertigten Clavierauszug eines Stückes aus dem „Fidelio" verworfen und die Bearbeitung Moscheles übertragen; in der Sorge, es werde ihm nun ebenso ergehen wie Hummel, setzte er an das Ende die Worte: „Fine mit Gottes Hilfe!" worauf Beethoven, in dessen Abwesenheit er seine Arbeit zurückgelassen, ihm das Stück mit der Unterschrift wieder übersendete: „Mensch, hilf Dir selber!"

Paris, wo er Sensation hervorrief, und ging dann nach London, woselbst er bleibenden Aufenthalt zu nehmen beschloß; nach einer neuerlichen Künstlerfahrt über Berlin, wo er den jungen Mendelssohn unterrichtete, siedelte sich Moscheles im Jahre 1825 thatsächlich in London an und entfaltete hier als Professor der Royal Academy als Dirigent, Componist, Virtuos und Lehrer eine wahrhaft großartige und ruhmvolle Thätigkeit. Erst im Jahre 1846 bewog ihn Mendelssohn, dem er in England (1829) eine äußerst glänzende Aufnahme bereitet hatte, die Professur am neugegründeten Conservatorium in Leipzig anzunehmen. Die unermüdliche Thätigkeit, welche nun Moscheles auch in dieser Stellung entwickelte, ist in Leipzig noch heute unvergessen, zumal nach dem frühen Tode Mendelssohn's die Leitung der schnell aufblühenden Anstalt fast allein auf seinen Schultern ruhte. Seit dem Jahre 1844 hatte Moscheles der öffentlichen Virtuosenthätigkeit überhaupt entsagt und sich neben der Composition allein seinem hervorragenden Lehrberufe gewidmet. Er starb als Künstler gefeiert, als Mensch hochgeehrt zu Leipzig am 10. März 1870. In Moscheles' Compositionen, welche 142 Opuszahlen umfassen, tritt als charakteristischer Zug ein eigenthümliches, jedoch keineswegs affectirtes Pathos, eine gewisse Grandezza hervor. Interessante Harmonik, gepaart mit scharf markirter Rhythmik, lassen die künstlerische Feinfühligkeit, welche Moscheles auch als Mensch bekundete, niemals verkennen. Während die Kammermusikwerke so gut wie vergessen sind, finden das dritte (Gmoll) und siebente (pathetique) seiner Clavierconcerte noch in der Gegenwart Anwerth. Vorzüglich und allgemein verbreitet aber sind seine Studienwerke op. 70 (24 Etuden) und op. 95 (Charakteristische Studien), sowie endlich die bekannten (Hallberger'schen) Ausgaben der Pianofortewerke unserer Classiker. Als Virtuose glänzte Moscheles besonders durch die Fertigkeit seiner linken Hand und seine freien Phantasien. Littolff, Thalberg und Charles Wehle (geb. 17. März 1825 zu Prag, gestorben 2. Juni 1883 in Paris) sind seine berühmtesten Schüler.

Johann Wenzel Kalliwoda, geboren am 21. März 1800 in Prag, gestorben am 3. December 1866 in Karlsruhe, war in den Jahren 1823 bis 1853 Capellmeister des Fürsten Fürstenberg in Donaueschingen und gehörte seinerzeit zu den beliebtesten Componisten. Unter seinen Orchesterwerken stehen die Symphonien und Ouverturen obenan. Als Schöpfer des „deutschen Liedes", der vielgesungenen musikalischen Losung der Deutschen in Oesterreich, hat sich Kalliwoda unvergeßlich gemacht. Sein Sohn und Schüler Wilhelm (geboren 19. Juli 1827

in Donaueschingen), ein tüchtiger Pianist und Componist, folgte ihm in der beregten Capellmeisterstelle würdig nach.

Karl Maria von Bocklet, geboren im Jahre 1801 zu Prag, kam nach Vollendung seiner Studien als zwanzigjähriger junger Mann nach Wien, wo sich Beethoven lebhaft für ihn interessirte und Schubert sein Freund wurde. Anfangs Violinist am Theater an der Wien, wendete sich Bocklet bald gänzlich dem Clavierspiele zu und erreichte hierin eine bedeutende Meisterschaft. Obgleich er wegen einer ihm eigenthümlichen Befangenheit selten öffentlich auftrat und sich später nur auf den Unterricht beschränkte, ward er dennoch namentlich durch seine freien Phantasien — meist über Beethoven'sche Motive — berühmt, worin man ihn mit Hummel verglich. Bocklet schrieb auch Claviercompositionen.

Joseph Dessauer, geboren am 28. Mai 1798 zu Prag, widmete sich, obzwar in der Musik bei Weber und Tomaschek vollständig ausgebildet, auf Wunsch seiner Eltern dem Kaufmannsstande; der Beifall aber, welchen er anläßlich einer Vergnügungsreise nach Italien im Jahre 1821 zu Neapel mit seinem Pianofortespiel und seinen Liedcompositionen errang, bewogen ihn, sich ganz der Musik zu widmen. Ein mehrjähriger Aufenthalt in Paris wurde sodann von günstigem Einfluß auf seine musikalische Thätigkeit; von dort aus gingen viele seiner trefflichen, weitverbreiteten Lieder („Lockung") in die Welt und verschafften ihm Ehre und Anerkennung. Weniger bekannt wurden Dessauer's Kammer- und Orchesterwerke, sowie mehrere Opern („Lidwina", 1836; „Ein Besuch in St. Cyr", 1838; „Paquita", 1851; „Domingo", 1860 und „Oberon"). Er starb zu Mödling bei Wien am 9. Juli 1876.

V. **Wenzel Johann Tomaschek** [1]) (1774 bis 1850).

Er gehört zu jenen in der Musikgeschichte, wie bereits erwähnt, höchst selten auftretenden Männern, bei welchen das, was sie fremder Hand und fremdem Geiste verdanken, im Vergleiche zu ihrer hohen Meisterschaft so gering anzuschlagen ist, daß man mit vollem Rechte behaupten darf, sie seien das, was sie geworden, aus sich selbst — Autodidakten im vollsten und besten Sinne des Wortes.

Tomaschek wurde am 17. April 1774 zu Skutsch als Kind nicht unbemittelter, aber später verarmter Eltern geboren. Das musikalische Talent des Knaben, welchen man nach Chrudim in die Schule sendete, ward hier unter der Leitung des Chorregenten Wolf geweckt, und die

[1]) In einzelnen Werken irrthümlich auch Thomaschek oder Tomaczek geschrieben.

Anfänge im Gesang und Violinspiel wurden zum Grundstock seiner Musikbildung. Schon hier, wie auch in den späteren Jahren, war Tomaschek trotz der stets musterhaft durchgeführten Schulstudien, ja unter Hintansetzung seiner Gesundheit unablässig bemüht, seinem Talente auf jede mögliche Weise neue Nahrung zu verschaffen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Iglau als Gymnasiast und Altist des dortigen Minoritenklosters, kam er behufs Fortsetzung seiner Studien im Jahre 1790 nach Prag, um fortan hier zur Ehre des Vaterlandes zu leben und zu wirken. Die vielseitige aufreibende Thätigkeit — Vollendung der Gymnasialstudien, Ertheilung von Musikunterricht und eifrigstes Selbststudium — warfen den kaum Siebzehnjährigen zum zweiten Male aufs Krankenlager, und nur eine geistig und körperlich so großartig angelegte Natur, wie die Tomaschek's war, vermochte ihn durch Noth und Drangsal dennoch zum vorgesteckten Ziele zu führen. Sein Hauptbestreben ging vor Allem dahin, sich auf dem Claviere in der gebundenen Phantasie zu üben, daher jedes Thema in möglichst strenger Form durchzuführen, was seinem Talente auch in kurzer Zeit gelang. Ein Lied (Hölty's Elegie) und 12 ungarische Tänze für das Pianoforte waren berufen, der Mitwelt ein günstiges Zeugniß seiner in diese Zeit fallenden ersten Compositionsversuche zu geben.

Von bleibendem Einflusse auf Tomaschek's musikalische Laufbahn aber war ein Abend, an welchem er im Prager Theater den „Don Juan" zum ersten Male hörte, und von diesem Augenblicke an war Mozart sein Lieblingsmeister fürs ganze Leben. Auch Beethoven lernte er kennen, als dieser im Jahre 1798 im Convictsaale zu Prag ein Concert gab. Tomaschek fühlte sich durch Beethoven's Spiel zuerst im Innersten erschüttert, ja tief gebeugt, so daß er tagelang sein Clavier nicht anrühren mochte; als er ihn aber zum zweiten und dritten Mal hörte, war der Eindruck kein so gewaltiger mehr — die Reflexion hatte sich bereits geltend gemacht und er verglich Mozart mit der Sonne, Beethoven aber mit einem Kometen. Diese mit der Zeit immer rückhaltsloser und härter zum Ausdruck gelangte Meinung [1]) darf aber keineswegs als

[1]) Vgl. Anmerkung S. 321. Andererseits aber zögerte Tomaschek nicht mit einer warmen Vertheidigung, wenn es galt, Beethoven's Genius gegen die Angriffe neidischer Seelen zu schützen; so wies er bei seiner Anwesenheit in Wien, woselbst er Beethoven zweimal besuchte, die hämischen Bemerkungen des Abtes Gelinek über den Touheros mit den Worten zurück: „Nur ein unbestochener, scharfsichtiger Psycholog ist allein im Stande, der Musikwelt über die geistigen Querstände in Beethoven's herrlichen Tonwerken Aufschluß zu geben, was seinen blinden Enthusiasten so wenig, als seinen animosen Widersachern gelingen wird."

eine vorgefaßte angesehen werden; sie entsprang dem Gegensatze zwischen einer von Geburt aus streng theoretisch veranlagten Natur, welche bestrebt war, die Gesetze der Harmonie aus dem Fundamente bisher bestehender Meisterwerke zu entwickeln, und einem Genius, der mit seinen allerdings die Mitwelt in Erstaunen versetzenden Eingebungen mit Naturnothwendigkeit selbst zum Schöpfer von Gesetzen ward. Denn schon in die erste Zeit seines Prager Aufenthaltes fällt Tomaschek's unablässiges Ringen nach dem festen Boden eines Harmoniesystems. Alle bedeutenden theoretischen Werke hatte er sich erworben — der Unterricht in mehreren adeligen Häusern ermöglichte ihm die Anschaffung — um die verschiedenartigen Ansichten und Regeln zu durchforschen und beurtheilen zu können; und alle vermochten ihm, der überdies auch das Studium der höheren Mathematik mit Eifer und Ernst betrieb, nimmer zu genügen. Es gelang ihm nicht, den günstigen Boden für das ersehnte Gebäude einer allen Richtungen entsprechenden Harmonielehre zu finden, deren Grundsätze festzustellen erst seinem Mannesalter vorbehalten ward. Sein vielfach getheilter Beruf — Tomaschek bereitete sich im Jahre 1805 auch für das juristische Doctorat vor — und der unbezwingbare Drang nach selbstständigem musikalischen Schaffen hemmten äußerlich die in Gedanken stetig fortschreitende Durchbildung seines neuen Harmoniesystems. Es entstanden Lieder, Cantaten, Pianofortevariationen und Trios, die ihrem Schöpfer immer mehr Anerkennung verschafften. Die Composition von Bürger's „Leonore" aber erwarb ihm später die Zuneigung seines Schülers Grafen von Buquoy in dem Grade, daß dieser unter den schmeichelhaftesten Anerbieten und unter Zusicherung einer lebenslänglichen Pension Tomaschek bewog, bei ihm als Compositeur einzutreten. Eine selten hochherzige Handlung eines böhmischen Cavaliers, welche den heimischen Tonkünstler von den Fesseln des Alltagslebens befreite und im weiteren Lebenslaufe desselben die besten Früchte getragen hat. Auf den reizend gelegenen Schlössern seines Grafen wurde Tomaschek's Natursinn und damit auch seine Schaffenskraft angeregt und mächtig gefördert; hier gestalteten sich auch die Anfänge seiner sich immer herrlicher entfaltenden Kirchenmusik, deren Gipfelpunkt, das Requiem, im Jahre 1821 auf Schloß Rothenhaus geschaffen wurde.

Zweimal suchte man Tomaschek zu bewegen, Prag zu verlassen und eine Weltstadt, namentlich Wien, als geeigneteren Förderungsplatz seiner Thätigkeit aufzusuchen. Einmal nach der mit vielem Beifall erfolgten Aufführung der „Leonore", dann als in Wien seine Krönungs-

messe unter großem Erfolge zu Gehör kam.[1]) Aber keine dieser Lockungen vermochte ihren Zweck zu erreichen. Einerseits war Tomaschek eine viel zu gewissenhafte und streng rechtlich gesinnte Natur, um das dem Grafen und Spender seines Glückes gegebene Wort zu brechen; andererseits aber fühlte er sich durch die Erfolge seiner Wirksamkeit in Prag mehr als je an diese Stadt gefesselt, denn seine Schule war rasch zu ungewöhnlicher Blüthe gelangt, und Jünger wie Dreyschock und Schulhoff trugen von hier aus den Namen ihres Meisters auf ruhmvollen Kunstreisen durch die Welt. Zudem hatte sich Tomaschek seit Kurzem mit Wilhelmine Ebert, der anmuthigen Schwester des vaterländischen Dichters, verheirathet, welche nicht nur mit ihrem auserlesenen Geschmacke sein Heim gemüthlicher und vornehmer zu schaffen wußte, sondern auch durch ihren Geistreichthum und ihre hochgeschulte Gesangskunst den geselligen Cirkel ihres Gatten zum Sammelpunkte der Aristokratie des Geistes und der Geburt mitgestalten half.

Die Hausconcerte, welche hier in den Vierzigerjahren fast allwöchentlich unter Mitwirkung der besten musikalischen Kräfte Prags stattfanden, weckten noch einmal das altgerühmte musikalische Leben der Hauptstadt, welches Jahrzehnte hindurch eingeschlummert war und nach dem Tode des Altmeisters wieder (für immer?) erlöschen sollte.[2])

[1]) Mit Beziehung hierauf, und zugleich als bezeichnendes Beispiel für die Liebe und Verehrung, welche Tomaschek bei seinen Schülern genoß, möge der Anfang eines gegenwärtig ebenfalls in der oberwähnten Autographensammlung vorfindlichen Briefes ddo. Wien 17. März 1818 mitgetheilt werden, welchen der früh verstorbene Woržischek (s. u.) an den Meister gerichtet:

„Verehrungswürdigster Herr Tomaschek! Ich kann nicht umhin, Ihnen für den schönen Genuß, welchen mir die Aufführung Ihrer vortrefflichen Messe verursacht hatte, hiermit meinen Dank abzustatten. Alle Zuhörer waren überrascht, eine so gehaltvolle Composition, welche bei ihrer Würde Originalität verbindet, in unserem Zeitalter zu Tage gefördert zu sehen. Denn der moderne Styl . . . hatte sich leider sogar in die Kirche einzuschleichen gewußt . . . Wie wohl ward nun allen echten Kunstfreunden, als sie heute die Hoffnung nähren konnten, daß die Kirchenmusik, der edelste und vornehmste Zweig der Tonsetzkunst, in Ihnen einen richtigen, vielleicht einzigen Reformator finden dürfte . . . Die Freude über dieses gelungene Kunstwerk äußerte sich in Jedermanns Gesichtszügen . . . Ich rühmte es mit stolzem Munde, daß Sie mein Lehrer sind."

[2]) Sowohl vorzügliche Solisten, als auch trefflich geschulte Chöre standen Tomaschek jederzeit freudig zu Gebote. Männer aller Berufsclassen wirkten mit einer wahrhaften Kunstbegeisterung zum gemeinsamen Ziele mit und bildeten damals eine geweihte, geistige Gemeinde, so daß Prag weder vorher noch nachher Aehnliches aufzuweisen vermochte. In einem dieser Hausconcerte geschah es auch, daß Tomaschek seinem Unmuthe wider Beethoven einem noch jetzt lebenden Ohren=

In diesem der reinen, classischen Tonkunst geweihten Kreise gab es immer Neues, Edles und Großes zu hören, und nicht wenig fremde Kunsterscheinungen fühlten sich während ihres vorübergehenden Aufenthaltes in Prag an diesen Ort gebannt, welchen jeder Kunstliebende der Stadt wenigstens einmal zu besuchen trachtete, und sowie Olle Bull's erste Geigenstriche hier erklangen, so concertirte überhaupt kein Virtuose von Bedeutung in der Hauptstadt Böhmens, ohne sich zuvor einer Anempfehlung, eines Rathes oder Beistandes des Altmeisters versichert zu haben.

Daß solcherweise die Gastlichkeit und der weitverbreitete Ruf Tomaschek's sehr viele Bekanntschaften mit den glänzendsten Vertretern damaliger Kunst und Wissenschaft zum Gefolge hatte, bedarf kaum erst besonderer Erwähnung; aus der Reihe dieser Wechselbeziehungen aber mögen zwei derselben näher betrachtet werden, weil sie unser vollstes Interesse in Anspruch nehmen — das Verhältniß Tomaschek's zu Goethe und jenes zu Angelica Catalani.

Bereits im Jahre 1815 hatte der Meister eine große Anzahl Goethe'scher Gedichte in Musik gesetzt und damit solchen Beifall bei dem Dichter gefunden, daß sich zwischen Beiden ein reger brieflicher Verkehr entwickelte. Als nun Tomaschek im Jahre 1822 in Folge eines Gichtleidens gezwungen war, in Karlsbad Heilung zu suchen, Goethe aber zu eben dieser Zeit in Eger weilte, war in Ersterem der selbstverständliche Drang nach einer persönlichen Begegnung viel zu mächtig, als daß er demselben hätte widerstehen können. Trotz gerechter Zweifel im Herzen, daß Goethe's oft zur Schau getragene Unnahbarkeit eine Fortsetzung des angenehmen brieflichen Verkehrs in einen ebensolchen persönlichen zulassen werde, nahte sich Tomaschek dem großen Dichter — und ward auf das Angenehmste enttäuscht; denn einem überaus freundlichen Empfange und gemüthlichen Beisammensein folgte auf Goethe's eigenen Wunsch die Vornahme der componirten Lieder; und Tomaschek's Musik und Vortrag vermochten den Dichter bei nicht

zeugen gegenüber Luft machte: Man hatte gerade eines der Quartette aus der ersten Periode gespielt, dessen durchsichtige Klarheit keinen Zweifel an der Schönheit und Classicität des Werkes aufkommen ließ. Als nun Herr v. P., gegenwärtig ein bekannter Kunstmäcen in Prag, seiner Bewunderung begeisterten Ausdruck verlieh, entgegnete Tomaschek abwehrend: „Ja, er hat Talent, aber er gleicht einem Reiter, der frisch darauf losjagt und doch nicht fest im Sattel sitzt; das Pferd geht mit ihm durch und plötzlich liegt er zu Boden. Er hat eben zu wenig gelernt." (! Vielleicht hätte der junge Beethoven zu Tomaschek in die Schule gehen sollen?!)

wenigen sichtlich zu rühren, ja durch die Composition seines „Trost in Thränen" fühlte sich Goethe sogar überwältigt; besonders aber lobte er des Meisters Musik zur „Sehnsucht", während er gleichzeitig die Compositionen über den gleichen Text von Beethoven und Spohr mit den Worten ablehnte: „Mignon kann wohl ihren Wesen nach ein Lied, aber keineswegs eine Arie singen." Ein Jahr darauf trafen sie sich noch einmal in Marienbad, aber die Goethe zugedachte Ueberraschung mit dem Vortrage seiner Lieder durch deren berufenste Interpretin — damals Tomaschek's Schülerin und Braut — Wilhelmine Ebert, wurde leider durch des Dichters frühzeitige Abberufung verhindert. Der hohen Verehrung, die er Goethe sein ganzes Leben hindurch bewahrt, verlieh Tomaschek einen ergreifenden Ausdruck anläßlich der im Jahre 1849 vom Prager Deutschen Verein zu Ehren des 100. Geburtstages des Dichters veranstalteten Jubelfeier: obwohl bereits todeskrank, erschien der Altmeister dennoch zu dem Feste, bei welchem seine Gesangscompositionen das Publicum zu solchem begeisterten Beifalle hinrissen, daß er neben Goethe der ebenbürtig Gefeierte des Abends war.

Das Verhältniß Tomaschek's zu der schönen Angelica Catalani erscheint als förmliche Anwaltschaft für eine bedrängte Künstlerin. Wie so manche hervorragende Kunsterscheinung hatte auch die berühmte Sängerin einen heißen Kampf unter den Männern der Kritik entfacht; auf der einen Seite wahrhaft vergöttert, fand sie sich auf der anderen oft in nichtswürdiger Weise herabgesetzt. Auch in Prag, wohin Catalani im Jahre 1818 zu concertiren kam, scheint es nicht ohne Fehde abgegangen zu sein. Tomaschek aber, welcher im Hause des Grafen Bouquoy Gelegenheit erhalten, die Künstlerin noch vor ihrem öffentlichen Auftreten kennen zu lernen, sie am Pianoforte zu begleiten und ihre musikalische Begabung namentlich im a vista-Singen zu prüfen, war so überrascht und überzeugt von ihrer Künstlerschaft, daß er nicht länger zögerte, die Sängerin als erste ihres Faches zu betrachten. Catalani gab nun am 5. und 7. September des genannten Jahres im königlich ständischen Theater zwei große Akademien, zu welchen sich trotz der ungünstigen Jahreszeit und der ungewöhnlich hohen Preise alle Kunstkenner und Kunstfreunde Prags einfanden. Die Begeisterung und das Entzücken, welches sie, die gespanntesten Erwartungen noch übertreffend, im Publicum hervorrief, kleidete Tomaschek selbst in die Worte: „Sie erschien, sang und siegte." Daß es nun einige „unberufene Referenten wagen konnten, ein so großes, trefflich geschultes Talent herabzusetzen", empörte des Meisters Rechtsgefühl. Ungewohnt, einen

an anderen Kunstgenossen verübten Frevel zu dulden, griff er zur Feder und schrieb über Catalani's in Prag mit Ruhm gekrönte Kunstleistung eine unparteiische Kritik, welche in der „Wiener allgem. musikal. Zeitung“ (Nr. 47 des Jahres 1818) erschienen, der Künstlerin Ruhe verschaffte und wofür sie ihm in einem an den Grafen v. Sternberg gerichteten Briefe danken ließ. Vor ihrer Abreise von Prag aber hatte sie dem Meister eine kleine Brieftasche verehrt, welche die eigenhändige Widmung trug: Petit souvenir d'Angelique Catalani Valabreque [1]) au celebre maître Tomaschek”.

Die Compositionen des Altmeisters erscheinen durchwegs als Schöpfungen eines Meisters, welcher den strengsten Maßstab der wahren Kunst und des Kunstschönen nicht nur an die fremden, sondern auch an die eigenen Werke zu legen gewohnt war; und nur als ein Mann, welcher in die Tiefen seiner Kunst gedrungen und sich vor Allem den Vorzug unerbittlicher Selbstkritik zu bewahren gewußt, vermochte Tomaschek ohne sich einer Selbstüberhebung schuldig zu machen, von seiner Todtenmesse zu behaupten: „Ich durfte bei dem Bewußtsein den strengsten Forderungen der Kunst entsprochen zu haben, mir zugleich gestehen, daß ich der Musikwelt ein Werk übergebe, das mit Jedem, selbst mit den berühmtesten Requien ungescheut in die Schranken treten könne.“

Neben den Kirchencompositionen sind insbesondere die Clavierwerke Tomaschek's, und unter diesen wiederum die sogenannten „Eklogen“ rühmend hervorzuheben; Tongemälde, welche mit ihrem anmuthenden, ursprünglich charakteristischen Gepräge die Wiederbelebung in der heutigen Haus- und Concertmusik vollauf verdienen würden. Tomaschek's einfaches, gerades Wesen befähigte ihn ferner zu glücklichen Versuchen in der Betonung einzelner Volkslieder, namentlich aus der sogenannten „Königinhofer Handschrift“, woraus jedoch keineswegs ein falscher Schluß auf des Meisters Stammbekenntniß gezogen werden darf; denn eben jener gerade, schlichte Sinn, wie sein ganzes Denken und Fühlen lassen das deutsche Element, welchem er die Schätze seines Wissens

---

[1]) Der Name ihres Gatten. „Unbegreiflich bleibt es mir — schreibt Tomaschek in seiner Selbstbiographie — wie eine an Talent und Anmuth so reich begabte Künstlerin wie Madame Catalani den Monsieur Valabreque, der weder zu den geistreichen, noch zu den körperlich interessanten Männern gehörte, ehelichen konnte, nachdem er nicht allein mit ihrem Vermögen am Pharaotische frei geschaltet, sondern auch gegen sie den Despoten gespielt haben soll.“

und Könnens vorzugsweise verdankte, nicht verkennen. Jene Compositionen böhmischer Volkslieder, welche Tomaschek auch in Deutschland Glück und Freunde verschafften, entstammen eben noch jener Zeit, wo die Empfänglichkeit und Sympathie für Böhmens Sagen als Gemeingut beider Stämme auf dem Gebiete der deutsch-böhmischen Literatur Werke wie Ebert's „Wlasta" hervorrufen durfte. Daß sich übrigens der Meister zur Composition des Volksliedes überhaupt, sei es welcher Stammheit immer, mit Erfolg berufen und hingezogen fühlte, beweist seine Musik zu Burn's Gedicht: „Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier", welche seinerzeit zu einer geflügelten Melodie in Deutschland geworden, obzwar auch andere Tonsetzer sich dieses Textes bemächtigt hatten.

Tomaschek schrieb auch eine Oper „Seraphine"; daß derselben kein bleibender Erfolg beschieden war, liegt jedoch nicht etwa in einem Mangel an musikalisch-dramatischer Kraft des Meisters, dessen Composition der Schlußscene aus Schiller's „Braut von Messina" für drei Soli, Chor und Orchester namentlich in der Behandlung der Chöre einen echt dramatischen Aufbau und eine zielsichere, der Wirkung bewußte Führung der Stimmen bekundet. Ueberhaupt weisen die bedeutenderen Compositionen Tomaschek's eine Größe und Würde der Conception, Einheitlichkeit in der Durchführung und hervorragende Meisterschaft in der contrapunktischen Behandlung auf, welche Vorzüge namentlich des Altmeisters bereits erwähntes Requiem zu einem bleibenden Kunstwerk ersten Ranges stempeln.

Tomaschek's Harmonielehre blieb unveröffentlicht; vielfache Anfeindungen, welchen der Meister in seiner Vaterstadt trotz oder vielmehr wegen seiner rücksichtslosen Offenheit bei Lebzeiten ausgesetzt war, und welche ungeachtet aller Berühmtheit die ihm gebührende Anerkennung nicht wenig schmälerten, mögen die Schuld daran tragen. Im Uebrigen hätte jedoch das Werk bei dem Umstande, als dessen System im Großen und Ganzen auf den musikalischen Ueberlieferungen des vorigen Jahrhunderts fußte, in der Gegenwart keine praktische Bedeutung mehr, während die mündliche Lehre desselben für die Schüler des Meisters seinerzeit ihre Bestimmung voll und segensreich erfüllte.

Tomaschek starb, nachdem er noch seinen Lebenslauf in ausführlicher Weise schriftlich niedergelegt und in dem Klar'schen vaterländischen Jahrbuche „Libussa" veröffentlicht hatte, am 3. April 1850. Die Stadt Prag feierte den hundertsten Geburtstag des Altmeisters im Jahre 1874 durch eine große Musikaufführung und Enthüllung zweier

Gedenktafeln (in deutscher und czechischer Sprache) an dem Wohn- und Sterbehause des Tondichters. [1])

Zu den hervorragendsten Talenten, welche Tomaschek herangebildet, gehören die Pianisten Dreyschock, Schulhoff, Tedesko, Goldschmidt, Pychowsky und Kuhe; die Componisten Kittel, Wořišek, Dessauer und Hampel; endlich der Musikkritiker Eduard Hanslick.

Alexander Dreyschock, geboren am 15. October 1818 zu Zack i. B., trat bereits mit acht Jahren als fertiger Pianist öffentlich auf, kam dann im Jahre 1833 nach Prag und empfing daselbst, während seine Mutter ihn mit dem Studium der Medicin beschäftigt wähnte, bei Tomaschek die weitere Ausbildung in der Musik. Im December 1838 unternahm Dreyschock seine erste Kunstreise nach Deutschland, welcher sich von 1840 angefangen in fast ununterbrochener Folge eine Reihe überaus glänzender Künstlerfahrten durch Rußland, Frankreich und England, 1846 durch Holland und Oesterreich, 1849 durch Schweden und Dänemark anschloß. Namentlich durch eine staunenswerthe Ausbildung der linken Hand rief Dreyschock überall die größte Bewunderung hervor. Zumal in Paris erregte sein Spiel Sensation; die Worte J. B. Cramer's: „Er hat keine linke Hand, sondern zwei rechte Hände", flogen von Mund zu Munde, und Heine schrieb in seinen Berichten aus Paris das bekannte bon mot: „Dreyschock spielt wie drei Schock Pianisten". Im Jahre 1858 unternahm er eine neuerliche Künstlerfahrt nach Weimar und Kassel, um Liszt und Spohr zu besuchen; 1862 endlich folgte er einem Rufe an das von Rubinstein begründete Conservatorium der Musik zu Petersburg und wurde daselbst auch Hofpianist des Kaisers und Director der kaiserlichen Theatermusikschule. Das rauhe Klima jedoch schädigte Dreyschock's ohnehin nicht feste Gesundheit, und nachdem er schon wiederholt einen kleinen Urlaub genommen, begab er sich im Winter 1868 nach Venedig, wo er am 1. April des folgenden Jahres einem Lungenleiden erlag. Dreyschock, seinerzeit neben Liszt der anerkannteste und berühmteste Claviervirtuose, schrieb eine große Anzahl von Phantasien, Variationen („God save the Queen"), Etuden und Charakterstücken für sein Instrument, welche zwar eine glänzende, und meist schwierige Technik aufweisen, jedoch des

[1]) Ausdrücklich sei hier bemerkt, daß Tomaschek niemals Conservatoriumsdirector gewesen ist, wie solches irrthümlicherweise in Naumann's illustr. Musikgeschichte und Frey's „Lehrbuch der Tonkunst" behauptet wird. Welcher Ehrenstellen der Meister theilhaftig geworden, möge aus der Unterschrift des weiter unten mitgetheilten Zeugnisses entnommen werden.

tieferen Gehaltes entbehren. Auch einzelne Orchester- und Kammermusikwerke, sowie eine Oper („Fleurette oder die erste Liebe Heinrich IV.“) wurden bekannt, ohne jedoch bleibende Beachtung zu finden.

Julius Schulhoff, geboren am 2. August 1825 zu Prag, erhielt seine pianistische Ausbildung durch den Prager Musiklehrer Kisch und einige Zeit durch Tedesko (s. u.), während er bei Tomaschek Theorie studirte. Mit 18 Jahren trat er zum ersten Male im Leipziger Gewandhause vor die Oeffentlichkeit und wendete sich hierauf nach Paris, wo Chopin, Liszt und Thalberg auf seine weitere Entwickelung von größtem Einflusse waren. Namentlich durch Chopin zum öffentlichen Wirken aufgemuntert, erhielt sein Name bald einen guten Klang, welchen die erfolgreichen Künstlerfahrten durch Frankreich, Spanien, England, Deutschland und Rußland noch erhöhten. Nach Paris zurückgekehrt, widmete sich Schulhoff hauptsächlich dem Unterrichte und der Composition und schuf in letzterer Hinsicht eine Reihe sehr beliebter Clavierwerke (op. 1 bis 60), welche mit Geschmack und äußerer Eleganz die Vorzüge eines guten Satzes verbinden, daher in der besseren Salonmusik eine hervorragende Stelle einnehmen. [1])

Ignaz Amadeus Tedesko (genannt der „Hannibal der Octaven“) wurde zu Prag im Jahre 1817 geboren, ließ sich bereits im zwölften Jahre öffentlich hören, und bildete sich bei Tomaschek in der Theorie und im Clavierspiele weiter aus. Im Jahre 1835 trat er seine äußerst erfolgreichen Kunstreisen durch Deutschland und Oesterreich an und wurde 1850 zum Hofpianisten des Großherzogs von Oldenburg ernannt. Nach einer besonders glücklichen Concertreise durch Rußland ließ er sich in Odessa als Clavierlehrer nieder und starb daselbst im November 1882. Auch Tedesko veröffentlichte eine Reihe eleganter Saloncompositionen für sein Instrument.

Eine Tochter Christine lebt gegenwärtig zu Kischenew als Clavierlehrerin und hat zufolge eines Berichtes der „Odessaer Zeitung“ vom 4. Februar l. J. in einem jüngst veranstalteten Concerte gleichfalls Proben einer gediegenen Auffassung und brillanten Technik im Clavierspiele abgelegt. Auf dem Programme stand unter Anderen auch das ihrem Vater gewidmete Claviertrio in F-dur von Heinrich Marschner.

Sigmund Goldschmidt, geboren am 28. September 1815 in Prag, wendete sich, nachdem er die Schule Tomaschek's durchgemacht,

[1]) Nicht von Schulhoff herrührend sind die in Pest unter dem Namen J. Schulhof erschienenen Compositionen.

nach Paris, woselbst er in den Jahren 1845 bis 1849 durch sein gediegenes Spiel Aufsehen erregte. Seine Compositionen, bestehend in Clavier- und Orchesterwerken, sind durch einen trefflichen Satz und Originalität ausgezeichnet.

Johann Pychowsky, geboren im Jahre 1818 in Gratzen, ist bei uns weniger bekannt, erwarb sich jedoch in New-York, wo er seit dem Jahre 1850 lebt, einen bedeutenden Ruf als Pianist und durchgebildeter Künstler. Er schrieb Symphonien, Oratorien und Claviercompositionen, von denen aber nur Weniges im Druck erschienen ist.

Wilhelm Kuhe, geboren am 10. December 1823 zu Prag, unternahm wiederholt mit großem Beifall aufgenommene Kunstreisen durch Oesterreich und Deutschland und übersiedelte später nach London, wo er einer der gesuchtesten Musiklehrer wurde. Eine große Anzahl gefälliger Saloncompositionen Kuhe's (namentlich eine Caprice op. 38: „Feu follet") wurden sehr beliebt und weit verbreitet.

Johann Friedrich Kittl, geboren am 8. Mai 1809 auf Schloß Worlik i. B., kam frühzeitig nach Prag, um sich auf den Wunsch seines Vaters, eines Justizbeamten, dem Rechtsstudium zu widmen, und sodann in den Staatsdienst einzutreten. Der erwachende Trieb zur Musik aber ließ ihn nebenbei Tomaschek's Schule besuchen, woselbst er bald solche Fortschritte machte, daß er im Jahre 1836 in einem selbstständig veranstalteten Concerte eine Reihe größerer eigener Compositionen mit Beifall zur Aufführung bringen konnte. Durch einen erlittenen Armbruch fand sich Kittl vier Jahre später bewogen, den Staatsdienst mit der Kunst gänzlich zu vertauschen und fand auf letzterem Gebiete in kurzer Zeit so viel Anerkennung, daß er bereits im Jahre 1843 nach Dionys Weber's erfolgtem Tode zum Director des Prager Conservatoriums ernannt wurde. Neben seiner Amtsbeschäftigung entfaltete Kittl eine sehr rege Thätigkeit als Componist vieler Orchester-, Kirchen- und Kammerwerke (darunter ein treffliches Claviertrio op. 28 und ein Sextett für Pianoforte, Blasinstrumente und Contrabaß), sowie mehrerer Opern („Die Bilderstürmer", „Daphni's Grab", „Waldblume"), unter welchen jedoch nur eine: „Bianca und Guiseppe oder die Franzosen vor Nizza" seinerzeit mit nennenswerthem Erfolge über die Bretter ging; letzterer war jedoch zum nicht geringen Theile dem scenisch und dramatisch wirkungsvollen Aufbau des Textes zuzuschreiben, welcher von Richard Wagner verfaßt und dem ihm befreundeten Kittl abgetreten war. Die Gegenwart freilich vermag den damals sogar enthusiastischen Beifall, welchen diese Oper mit

einzelnen populär gewordenen Nummern (Marsch der Franzosen) nicht nur in Prag, sondern auch in Deutschland hervorgerufen, kaum mehr zu begreifen, nachdem sich jüngst anläßlich einer Wiederbelebung des Werkes auf einigen Bühnen sowohl die Musik als Instrumentation desselben, trotz ihrer nicht zu leugnenden Tüchtigkeit an sich, als sehr verblaßt und wirkungslos erwies. Nach mehr als 20jähriger ersprießlicher Thätigkeit zog sich Kittl im Jahre 1865 nach Polnisch-Lissa ins Privatleben zurück und starb daselbst am 20. Juli 1868.

Johann Hugo Woržischek, geboren am 11. Mai 1791 zu Wamberg, trat im Jahre 1821 nach vollendetem juristischen Studium als Conceptspraktikant beim k. k. Hofkriegsrathe in Wien in den Staatsdienst, verblieb jedoch in demselben nur bis zum Jahre 1823, wo er zum k. k. Hoforganisten ernannt wurde. Leider starb er bereits am 19. November 1825, von Tomaschek selbst als einer seiner tüchtigsten Schüler betrauert. Woržischek versuchte sich fast in allen Gebieten der Composition; als Beweis seines schon frühzeitig anerkannten Talentes möge der Umstand angeführt werden, daß ihm im Jahre 1818 der ehrenvolle Auftrag zu Theil wurde, für den Wiener Musikverein ein Oratorium zu schreiben, welcher Aufgabe jedoch sich zu unterziehen ihm seine große Bescheidenheit nicht erlaubte.

Von Dessauer, welcher Tomaschek's Schüler im Clavierspiele war, in der Theorie jedoch Weber's Unterricht genoß, ist bereits oben bei Betrachtung der Schule des Letzteren die Rede gewesen.

Hans Hampel, geboren am 5. October 1822 zu Prag, ist als Componist und Theoretiker unbestreitbar der bedeutendste Schüler Tomaschek's. Ein frühzeitiges nervöses Leiden, welches ihn verhinderte, den Concertboden zu betreten, und sein nur allzu bescheidener, jedwedem aufsehenerregenden Gebahren abholder Charakter trugen vielfach die Schuld, daß sein herrliches Clavierspiel nur einen kleinen Kreis von Freunden und Bekannten entzückte und sein Name als Componist nicht in jenem Grade an die Oeffentlichkeit des Tages gelangte, als der Träger desselben dies verdiente. Hampel erscheint nicht nur im Hinblicke auf seine sittlich erhabene, nur allzu ideal angelegte Natur, als der eigentliche Erbe seines Meisters, sondern auch mit Rücksicht auf die tadellose künstlerische Durchbildung und Verwendung seines Talentes. In der fortschrittlichen Gesinnung Hampel's aber und der freudigen Anerkennung alles Neuen, das eine wahre Kunst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts hervorgebracht, ist der Grund zu suchen, warum dieses Talent mit seinen ästhetischen und

musikalischen Ideen nicht mehr im Boden der conservativen Anschauungen des Altmeister wurzelt, sondern abseits vom Classicismus völlig im Geiste der Romantik lebt und daher ganz der Gegenwart angehört.

Noch mehr als bei Schumann tritt in Hampel's Compositionen der einem innerlich tief unglücklichen Leben entspringende Hang zur Tiefsinnigkeit und Grübelei hervor, welcher diese Werke allerdings für Manche weniger leicht genießbar macht, wozu noch der schwerwiegende Umstand tritt, daß sie fast sämmtlich eine hohe technische Fertigkeit des Spielers erfordern. Mit Ausnahme eines Ave Maria für gemischten Chor (op. 39), eines Notturno für Streichquartett und eines kurz vor dem Tode componirten, gleich einem Schwanengesange anmuthenden einzigen Liedes („Sag' wo ist dein holdes Liebchen", von Heine) sind Hampel's Werke (op. 1 bis 41) nur Claviercompositionen, welche sich in Charakter-, Bravour- und Salonstücke eintheilen lassen. Aus der ersten Gruppe ist „Lieb Aennchen, eine Erzählung in vier Bildern" (op. 10, bei Breitkopf und Härtel erschienen), als eine der originellsten, tiefempfundensten Tonschöpfungen, welche in letzter Zeit für das Pianoforte geschrieben wurden, hervorzuheben; auch eine Cadenz zu Beethoven's drittem Pianoforteconcert (op. 20), 3 Rhapsodien (op. 16), ferner Variationen für die linke Hand allein (op. 26) und 7 Concertwalzer sind als hochstehende Werke zu betrachten.

Eine Specialität in Hampel's musikalischem Schaffen bilden die sogenannten „Spiegelbilder" und die „Pièces enigmatiques", beides einzig dastehende Erscheinungen in der Musikliteratur. Bei den Enigmatiques wurde die Oberstimme nur auf einer aus sechs Tönen bestehenden Scala gebaut, dessen ungeachtet der Gesang so ungezwungen fließt, daß diese Versuche einer freien Improvisation gleichen. Die Spiegelbilder wiederum sind derart geschrieben, daß sie auch auf einem in verkehrter Reihenfolge besaiteten Claviere harmonisch rein erklingen und so die vollständige Umkehrung des ganzen musikalischen Satzes darstellen. Diese interessante Entdeckung eines wahren Kleinods harmonischer Ueberraschungen konnte aber nur einem musikalischen Genius gelingen, welcher mit der Meisterschaft in der Theorie seiner Kunst, auch ein bedeutendes Wissen in der höheren Mathematik glücklich zu verbinden wußte, denn gleich seinem Lehrer hatte Hampel bis an sein Lebensende mit Vorliebe letzterer Wissenschaft gehuldigt und weder Anstrengung noch Zeitopfer gescheut, um neue theoretisch-musikalische Probleme aufzustellen und zu lösen und so die bisher gemachten Errungenschaften zu erweitern. Die Frucht

dieses unausgesetzten jahrelangen Bestrebens, ein groß angelegtes mathematisch-musikalisches Werk zu vollenden verhinderte ihn der Tod, welcher am 30. März 1884 plötzlich erfolgte.

Tomaschek selbst hielt große Stücke auf Hampel, dem er auch eines der glänzendsten Zeugnisse auf den Lebensweg mitgab.[1]) „Der Eine ist ein Dreyschock, der Andere wird ein Vierschock", meinte der Altmeister, als von den Beiden einmal die Rede war, und er hat richtig wahrgesagt. Die Werke des ersteren und seiner Genossen sind längst in Vergessenheit gerathen, sind mit ihren Urhebern gestorben, Hampel's Compositionen dagegen sind lebensfähig, weil sie in der Gegenwart wurzeln, ohne vom Einfluß einer Mode berührt gewesen zu sein; ein bedauerliches Mißgeschick verurtheilt sie aber, obwohl längst veröffentlicht, in den Pulten der Musikalienhandlungen zu schlummern — ein Wort aus einflußreichem Munde würde genügen, die Aufmerksamkeit der Musikwelt auf diesen noch unbehobenen Schatz zu lenken, auf daß sie dem Todten die Anerkennung nicht länger versage, welche dem Lebenden zu genießen unvergönnt geblieben ist. Kein Anderer wäre mit

---

[1]) Es möge dasselbe zugleich als Beispiel der vom Altmeister für seine Schüler ausgestellten Urkunden an dieser Stelle Platz finden.

K. k. Cont. Stämpel
den 11. Juni 1845 — 30 kr. St.
Prag.

Zeugniß.

Ich Unterzeichneter ertheile dem Herrn Johann Hampel aus Prag das Zeugniß, daß er in virtuoser Behandlung des Pianoforte, dann in der auf Naturgesetzen basirten Harmonie und in allen Gattungen des einfachen und mehrfachen Contrapunktes, allen Arten des Canons und der Fuge, wie auch in der Instrumentirung, nebstbei im Lesen des bezifferten Basses und der Partituren den vollständigsten Unterricht von mir erhalten und durch seinen rastlosen Fleiß und Liebe zur Kunst sich einen sehr schönen Anschlag und eine seltene Leichtigkeit in Besiegung der schwierigsten Passagen erworben, so zwar, daß ich ihn nun wegen seinem so sehr ausgezeichneten Bravourspiel und seelenvollen Vortrag den Heroen im Pianofortespiel ohne allem Bedenken anreihen, ihn als einen theoretisch und praktisch durchgebildeten Künstler der Musikwelt vorführen darf, der mit gleicher Treue der strengen Moral, sowie der Kunst ergeben ist.

Zur größeren Bekräftigung habe ich dies Zeugniß eigenhändig geschrieben, unterschrieben und mein gewöhnliches Siegel beigedrückt.

Prag, am 11. Juni 1845.

Siegel.

Wenzel Joh. Tomaschek,
Verdienstmitglied des großen niederländischen Vereines zur Beförderung der Tonkunst, correspondirendes Mitglied des Musikvereines bei St. Anna in Wien und Ehrenmitglied des großen deutschen nationalen Musikvereins für Kunst und Wissenschaft und der großen Musikvereine in Wien, Innsbruck, Pest und Ofen und Lemberg.

größerem Rechte und Können berufen, dies erlösende Wort zu sprechen, als Hampel's eigener Mitschüler

Eduard Hanslick, der berühmte Musikkritiker der Gegenwart (geboren den 11. September 1825 zu Prag), dessen Machtspruch bereits so manche verdienstvolle Künstlernatur aus dem Banne ihres Dunkels befreite. Bald nachdem Hanslick den ersten Unterricht in der Harmonielehre und im Contrapunkte bei Tomaschek empfangen, hatte er sich nach Wien gewendet, um daselbst seine in Prag begonnenen juristischen Studien fortzusetzen. Im Jahre 1849 erwarb er sich den Doctorhut, trat in den Staatsdienst und begann zu gleicher Zeit mit seiner musikalisch-schriftstellerischen Thätigkeit als Musikreferent der „Wiener Zeitung" und mehrerer Fachblätter. Sobald aber im Jahre 1854 seine erste Schrift: „Vom musikalisch Schönen" (7. Auflage 1885, 1877 ins Französische, 1879 ins Spanische übersetzt) erschienen war, gewann Hanslick's Name immer mehr an Klang und Bedeutung. Dieses Werk ist, abgesehen von seiner Wichtigkeit für die neuere musikalische Aesthetik, noch insoferne von besonderem Interesse, als dasselbe die Gegenschrift eines anderen berühmten Mannes hervorgerufen, welcher selbst ein Schätzer und treuer Besucher der Hausconcerte des Altmeisters Tomaschek gewesen — „Die Grenzen der Poesie und Musik" von Aug. Wilh. Ambros (geboren 17. November 1816 bei Prag, gestorben 28. Juni 1876 in Wien), dessen Ruf seinerzeit wiederum durch diese Entgegnung begründet ward. Die Erfolge seines schriftstellerischen Wirkens ermöglichten Hanslick nunmehr, den Staatsdienst zu verlassen und sich im Jahre 1856 als Privatdocent für Aesthetik und Geschichte der Musik an der Wiener Universität zu habilitiren; fünf Jahre später wurde er zum außerordentlichen und 1870 zum ordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1886 erhielt er den Hofrathstitel. Dem „Musikalisch Schönen" sind bekanntlich eine Reihe weiterer höchst interessanter Schriften gefolgt, welche den Autor zu einem der vielgelesensten der Gegenwart machten. In diesen Werken übt eine feinsinnige Beobachtungsgabe, gepaart mit geistvollem, oft unnachahmlich treffendem Witz und lebendiger, glänzend stylisirter Darstellung auf den Leser einen unwiderstehlichen Reiz. Seit dem Jahre 1864 ist Hanslick's Name durch die ständigen Feuilletons in der „Neuen Freien Presse" mit dem Namen dieses Blattes innig verknüpft und das Wort des Kritikers ist seit Langem von unleugbarem Einfluß auf die musikalische Meinung Wiens und der österreichischen Lande. In Deutschland allerdings hat sich Hanslick durch die unermüdliche Bekämpfung der „Reformen" Wagner's Feinde geschaffen. Die

allgemeine Anerkennung seiner Verdienste aber gelangte anläßlich der großen Weltausstellungen in Paris (1867 und 1878) und Wien (1873) zu beredtem Ausdruck, als Hanslick zum Juror der musikalischen Abtheilung derselben berufen ward.

Der letzte Schüler Tomaschek's möge noch viele Blätter in den Kranz seines Ruhmes fügen — möge sich unter ihnen aber auch eines finden — die Wiederbelebung der großen Werke des Altmeisters und die Erweckung der schlummernden Hampel'schen Muse! Eine Zeit, so reich an Fülle und so arm an Gehalt der Schöpfungen, wie es die unsere ist, wird es wahrlich schwer verantworten müssen, an dem Vermächtniß eines wahren musikalischen Genius achtlos vorübergegangen zu sein.

Schönbewegte Tage musikalischen Lebens in Böhmen und seiner Hauptstadt sind mit Tomaschek und dessen Schule dahingegangen. Seitdem hat das allgemein herrschende Musiklehranstalten-Gründungsfieber auch dieses Land, und vor Allem das ernste Prag ergriffen, aber wie überall, steht auch hier die Menge der herangezogenen „Talente" in keinem Verhältnisse mehr zu deren Wissen und Können. Ein Gegensatz zwischen einst und jetzt, wie er schärfer nicht gedacht werden kann, tritt heute unleugbar in die Erscheinung: im vergangenen Jahrhundert und geraume Zeit darüber hinaus hat Böhmen mit seiner verhältnißmäßig geringen Anzahl der im Vorstehenden behandelten Meisterschulen und der mit ihrer Wirksamkeit eng verknüpften, eingangs erwähnten musikalischen Bewegung nicht nur den eigenen, sondern größtentheils auch den Bedarf der gesammten europäischen Musikwelt an ausübenden Künstlern in einer kaum mehr faßbaren Weise bestritten; heute aber sieht es sich nicht allein aus Gründen eines strafbaren Cultus ausländischer Kunstkräfte bemüßigt, letztere heranzuziehen — ein fühlbarer Mangel hat dem einstigen Ueberreichthum an heimischer Künstlerschaft Platz gemacht, und kunstzerstörend ist der Keil nationalen Zwistes auch in den gemeinsamen Stamm der böhmischen Tonkunst gedrungen. Aber die Muse verzaget nicht, und während ihr Blick sich trauernd von dem Bilde der Gegenwart abwendet, schweift er hoffnungsfroh hinüber nach zukünftigen Tagen, allwo die wärmenden Strahlen wiedergekehrter Eintracht neue, glänzende Früchte an jenem Baume zeitigen, und neue Meister in That und Lehre, unterstützt von kunstbegeisterten Sprossen alter Geschlechter, zum gemeinsamen Ziele hinwirken mögen, auf daß Böhmen seine schönste Bestimmung wieder voll und ganz erfülle — seine Bestimmung als Land der Musik!

Stammtafel zu den „böhmischen Musikschulen".

I. Bohuslav Černohorsky († 1740).

Tuma. Zach. **II. Joseph Segert** († 1782). Klackel. Tartini. Gluck.

Kucharcz. C. Kopřiwa. **III. Joh. A. Koželuch** († 1814). Mysliweczek. Maschek. Skydanek.

Wrba. Wittasek. L. Koželuch. Sechter. Proksch. Wolfram.

IV.

Dollhopf († 1733). **Sehling** († 1796). **Habermann** († 1783). **Jos. Reicha** († 1795). **Drechsler** (1852). **Weber** (1842).

W. Kopřiwa. Skola. Preißler. Oelschlegel. Vogl. Ant. Reicha. Moscheles. Kalliwoda. Bocklet. Dessauer.

V. Joh. W. Tomaschek († 1850).

Dreyschock. Schulhoff. Tedesko. Goldschmidt. Kuhe. Pychowsky. Kittel. Worzischek. Hampel. Hanslick.

Kirchliche Feiertage an den Daten heidnischer Sonnenfeste.

Von A. Th. Christ.

Zahlreich und von größtem Belange sind die Verdienste der Brüder Grimm um deutsche Literatur und Wissenschaft; der eine von ihnen, Jakob Grimm, hat sogar einen neuen Wissenschaftszweig, die vergleichende Mythologie, mitbegründen geholfen, der, so jung er auch sein mag, neben manchem wilden Schoß doch auch schon edle Triebe hervorsprießen ließ und herrliche Früchte gezeitigt hat. Aber wenn ihnen das deutsche Volk ein Denkmal aufrichtete so geschah es wahrlich nicht wegen dieser Verdienste allein; Lorbeeren, durch ernste Geistesarbeit am Schreibtische errungen, erhalten sich nur selten die frische Farbe im Gedächtnisse der späteren Nachwelt; dem Herbarium der Literaturgeschichte einverleibt, verbleichen sie rasch, und nur wer verständigen Sinnes und der Begeisterung für das Wahre und Schöne voll darin zu blättern weiß, dem enthüllt sich, ob auch der Staub von Jahrhunderten auf ihnen laste, vor dem geblendeten Auge der ursprüngliche Glanz. Zwar sind noch nicht viel mehr als 20 Jahre dahingegangen, seitdem erst der eine und dann der andere in das Grab gesunken, aber auch in der fernsten Zeit wird ihr Andenken aus der dankbaren Erinnerung ihres Volkes nicht entschwinden, denn sie haben ihm eines der köstlichsten Güter vermittelt, die Erkenntniß seiner selbst in dem eigenen und dem Leben seiner Vorfahren. Vorüber sind die Zeiten, wo man Volksbrauch und Sitte in den sogenannten gebildeten Kreisen mit hochmüthigem Achselzucken oder höchstens mit spottlustiger Neugier betrachtete, wo man in seinem altgewohnten Thun, wie in

der von den Vätern überkommenen Sprechweise nur Ausbrüche ebenso sinnloser, als unsittlicher Rohheit zu erkennen wähnte; seitdem zuerst jene Meister und dann ihre zahlreichen begeisterten Jünger von Ort zu Ort und von Hütte zu Hütte wanderten, um aus dem Munde gerade der niedrigsten Schichten der Bevölkerung zu sammeln, was von der Urväter Gewohnheiten sich in ihr von Generation zu Generation vererbt und trotz der Zeiten Wandlung vielfach noch in ursprünglicher Treue erhalten hatte, seitdem sie aus unscheinbaren Erzählungen und gewohnheitsmäßigem Thun die Fäden gesponnen, die uns mit unserer Ahnen Glauben und Denken innig verbinden und selbst bis in die ferne Heimath eines gemeinsamen Urvolkes zurückleiten, erst seit dieser Zeit ist eine edlere Auffassung zum Durchbruche gekommen; sich Mitbesitzer eines aus der dunkelsten Vorzeit herstammenden Hortes zu wissen, in dessen kleinstem Stücke sich die Kraft des Gemüthes und die Tiefe des Gedankens unserer Väter wiederspiegelt, das hat das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu klarem Bewußtsein gebracht, die Liebe zu seinem Vaterlande und seiner Sprache gestärkt, und woran man damals achtlos vorüberschritt, heute hat man es als ein Kleinod erkannt, nach welchem auch im Moder halbverklungener Ueberlieferungen zu suchen als dankenswerthes Mühen gilt.

Und es fehlte nicht an solchen, die sich dieser Aufgabe mit Begeisterung und vollem Verständnisse unterzogen. Jede deutsche Landschaft, die nach der Stammesart ihrer Bewohner ein eigenthümliches Gepräge trägt, wurde aufs eifrigste durchforscht, und bald gesellten sich den Vertretern der Wissenschaft eifrige Sammler bei, welche sich damit zufrieden gaben, zu dem stolzen Gebäude die Bausteine herbeizuschaffen. Aber die gegebene Anregung zog immer weitere Kreise; Engländer und Skandinavier haben daran mitgearbeitet, das Vorleben des germanischen Volkes wieder erkennbar zu machen, der Vergleich mit slavischen Bräuchen und Sitten, mit keltischen Mythen, die in Frankreich und dem großbritannischen Reiche gesammelt wurden, mit den Traditionen der romanischen Länder und Griechenlands, wo man unmittelbar an antike Cultur anknüpfen konnte, mit den Ergebnissen einer mühevollen Durchforschung der Zend- und Sanskritschriften hat nicht nur das der indogermanischen Völkerfamilie Gemeinsame, sondern auch wieder die Eigenart unserer Nation festgestellt, und was in unseren Tagen aus den entlegensten Landen, von den fernsten Völkern, aus neuester, wie aus ältester Zeit herbeigeschafft wird, all dieses unschätzbare, aber auch fast unübersehbare Material, es wird von berufenen Männern

dazu verwerthet, das Leben unseres Volkes in seinen tieferen Beziehungen zum Verständnisse zu bringen.

Bei diesen Bestrebungen war es vor Allem eine Entdeckung, die ebenso überraschend, wie anregend wirken mußte. Der Glaube der Vorzeit, und zwar der vorchristlichen, der heidnischen Vorzeit, lebt heute noch fort. Die Kinderlieder, die verständniß- und ahnungslos zum fröhlichen Reigen der Kleinen gesungen werden, einst ertönten sie an den Festen der heidnischen Götter; die Sagen und Märchen, welche die Großmutter den lauschenden Enkeln erzählt, unter dünner Verschleierung sind es heidnische Götterlegenden; so manches Wort, das man gedankenlos nachspricht, wie man es von den Vorfahren gehört hat, findet seine Deutung in der Kenntniß heidnischen Götterglaubens, und so manches Gericht, das heute noch am bestimmten Tage auf den Tisch kommt, einst stand es auf dem Rituale, das die Feier des heidnischen Festtages ordnete.

Mit Unrecht hat man eben vorausgesetzt, der Sieg des Christenthums über das Heidenthum sei ein ebenso müheloser wie vollständiger gewesen. In den Centren des Weltverkehres, in den Stätten einer überfeinerten Cultur, wo man längst an die nicht mehr mit dem Gemüthe erfaßten, sondern verstandesmäßig zergliederten Göttergeschichten eine spottlustige Kritik zu üben gewohnt war, da konnte freilich das Heidenthum edlere Herzen nicht mehr befriedigen, und diese mußten sich widerstandslos der neuen Lehre zuwenden. In den sogenannten Barbarenländern jedoch war das naturgemäße Leben durch viel innigere Bande mit der aus Naturanschauungen hervorgegangenen Mythologie verknüpft: das Heidenthum umfaßte die ganze Entwickelung des Menschen von der Geburt bis zum Tode, knüpfte sich an die Hauptereignisse des Familienlebens und die altgewohnten, von den Vätern überkommenen Beschäftigungen und war selbst in den unser Gefühl abstoßenden Zügen dem allgemeinen Verständnisse näher gerückt, als das Grundprincip des Christenthums, die allumfassende Menschenliebe. Wer durch das Bad der Taufe ging, der hatte nicht nur Sitten und Gebräuche abzuschwören, die längst als abscheuerregende Greuel verurtheilt, und sich zu Ansichten zu bekennen, die gerade von den Edelsten und Besten seines Volkes in ähnlicher Reinheit vertreten worden waren: er sollte für Teufelswerk erklären, was die Vorfahren gläubigen Sinnes und zur innerlichen Erhebung der Familiengenossen durch Jahrhunderte geübt und gethan, als abergläubischen Trug und Blendung, wenn er im Walten der Natur den Odem der Gottheit sich nahe gefühlt hatte, als

unsinniges Spiel einer entzügelten Phantasie, was der Mund der Weisesten seines Volkes und das unwiderlegliche Zeugniß seiner eigenen Sinneswerkzeuge zu bestätigen schienen. Man giebt sich einer großen Täuschung hin, wenn man glaubt, das begeisterte Wort eifriger Glaubensboten allein habe auf Deutschlands Gauen jene durchgreifende geistige Revolution zu Stande gebracht: in vielen Fällen haben Feuer und Schwert eines feindlichen Eroberers und Gewaltmaßregeln von Seite eigennütziger Stammeshäuptlinge den Hauptantheil genommen. Und auch da war die Bekehrung lange eine rein äußerliche; noch aus verhältnißmäßig späten Zeiten sind uns Berichte überkommen, welchen zufolge der muthige Seelenhirt einer Gemeinde sich gezwungen sah, die Axt gegen den mächtigen Stamm eines Baumriesen, den eine Jahrhunderte währende Verehrung geweiht hatte, zu schwingen und die Theilnehmer der vermeintlichen Abgötterei mit den härtesten kirchlichen und weltlichen Strafen zu bedrohen; und doch scheint diese harte Ahndung der Fortsetzung der aus den heidnischen Zeiten herrührenden Gebräuche nicht wesentlich Abbruch gethan zu haben, bis endlich eine mildere Praxis Eingang fand und dahin abzielte, diese uralten Stätten gläubiger Verehrung zwar zu erhalten, aber ihrer eigentlichen Bestimmung dadurch zu entfremden, daß man sie gewissermaßen in den Dienst der neuen Lehre stellte. Das ist jenes Verfahren, welches Gregor der Große in seinem Briefe an den Abt Mellitus für die Betreibung der Mission unter Heiden so eindringlich anräth; „die Heidentempel“, schreibt er, „sollen nicht weiter zerstört, sondern mit Weihwasser besprengt und in christliche Kirchen verwandelt werden, damit das Volk an den durch lange Gewohnheit geheiligten Orten desto eher und lieber an den Dienst des wahren Gottes sich gewöhne; die Opferschmäuse im Dienste der Götter sollen in Mahlzeiten zu Ehren der heiligen Märtyrer verwandelt werden, und an den Festtagen der Heiligen möge man das Volk immerhin rund um die Kirchen, die einst heidnische Tempel waren, sich versammeln und in gewohnter Weise Thiere schlachten und verzehren lassen, wenn es nur dabei Gott anrufe und nicht die teuflischen Mächte.“ In Uebereinstimmung mit dieser Anweisung wurde denn auch in der Folge der geheiligte Baum nicht mehr umgebrochen, sondern man heftete in seine Zweige ein Kreuz, ein Heiligenbild, und nun erregte es keinen Anstoß mehr, wenn die Gemeinde nach altgewohntem Brauche sich hier versammelte und unter dem grünen Laubdache eine Art von gottesdienstlicher Uebung abhielt. Wo an eine derartige Oertlichkeit sich die Sage knüpfte, daß wohl gar eine Gestalt des

heidnischen Götterkreises sich leibhaftig den Augen bevorzugter Verehrer gezeigt habe, da wandelte diese sich bald in die Erscheinung der heiligen Jungfrau, des Teufels, einer irrenden Seele, je nachdem der Glaube und Aberglaube nähere Beziehungen zu der einen oder anderen herausfand.

Aber diese kluge Politik der Enteignung heidnischer Gebräuche und ihrer Zuweisung an die eigene Liturgie hat die christliche Kirche auch bei der Festsetzung einzelner ihrer bedeutungsvollsten Festtage geübt und sie darum auf Tage verlegt, die seit altersgrauer Vorzeit der Sonne geheiligt waren.

Fast bei allen bekannten Völkern nämlich knüpfen Mythen an den Sonnenlauf an, und selbst als die Göttergestalten aus der Natur losgelöst und selbstständig vorgestellt wurden, legte man einzelnen von ihnen Schicksale bei, die unverkennbar auf jenen zurückweisen. Fast überall finden wir Erzählungen von dem vertriebenen und siegreich wieder heimgekehrten Gotte, in welcher Form man sich das Verschwinden der Sonne in den Wintermonaten und ihre Rückkehr im Frühlinge vorstellte. Dieser dürftige Hinweis möge genügen, um es als erklärlich erscheinen zu lassen, daß die vier bedeutungsvollen Daten, welche die Natur selbst gewissermaßen angewiesen zu haben schien, und welche sich bei dem Einflusse der Jahreserscheinungen auf die Landwirthschaft und das ganze Leben auch der oberflächlichsten Beobachtung nicht entziehen konnten, die beiden Solstitien und Aequinoctien, schon frühzeitig zu Ehren der Sonne, respective der Sonnengottheit mit regelmäßig wiederkehrenden Festen begangen wurden. Besonders bedeutungsvoll aber traten die beiden Solstitien hervor; an dem einen schien das leuchtende Tagesgestirn wieder aufzuleben und neue Kraft und neuen Einfluß auf die Jahresherrschaft zu gewinnen, an dem anderen hinwieder allmählich seine Kraft zu verlieren und dem Einflusse feindlicher Mächte oder unaufhaltsamem Siechthume zu verfallen. Hatte nun schon der römische Festkalender das erstere Datum, den 25. Januar, nach dem Eindringen des Mithrasdienstes aus dem Oriente als Geburtstag der siegreichen Sonne (dies natalis solis invicti) aufgenommen, im germanischen Norden wurde, soweit Berichte überhaupt zurückreichen, seit den ältesten Zeiten das Julfest an diesem Tage begangen, ein Fest, dessen Name schon auf den Sonnencultus zurückweist. Die deutschen Sprachforscher führen diesen nämlich auf das angelsächsische hocol = Rad zurück und dieses letztere ist ein uraltes und bei fast allen Nationen

bekanntes Symbol der Sonne. [1]) Allerdings ist eine allgemeine Verwendung des Rades bei den alten Cultgebräuchen, mit welchen man das Julfest beging, nicht mehr nachweisbar, und nur Schlüsse, zu welchen die Thatsache, daß auch zu dieser Zeit Feuer entzündet wurden, und der Vergleich mit der analogen, zur Zeit der Sommersonnenwende ausgeübten Sitte berechtigt, führen zu der Annahme, daß es auch hierbei ursprünglich eine bedeutsame Rolle gespielt haben mochte. Das Fest der Wintersonnenwende aber nahm frühzeitig den Charakter einer Vorfeier des Frühlingseinzuges an, und so kam es, daß den Hauptbestandtheil seiner Feier ein Umzug bildete, durch den man die Heimkehr der wieder in das Land ziehenden Götter, vor allen des Wodan, neben dem und an dessen Stelle wohl auch der eigentliche Sonnen- und Frühlingsgott der germanischen Mythologie, Freyr, erscheint, zur Darstellung brachte. Zwölf Tage umfaßte das Fest, die heiligen zwölf Nächte, vom 25. December bis zum 6. Januar; alle Arbeit mußte ruhen, es herrschte Gottesfriede während dieser hochheiligen Zeit, und auch der spätere Aberglaube hielt an diesem Brauche fest, indem er jede Störung derselben mit den Schrecknissen der gerade in diesen zwölf Nächten herumziehenden wilden Jagd bedrohte.

Die christliche Kirche hat Anfang und Ende dieses Zeitraumes durch zwei Feste bezeichnet, durch den angenommenen Geburtstag des Heilandes und den Dreikönigstag. Ueber den ersteren liegt weder eine schriftliche Ueberlieferung, noch eine glaubwürdige Tradition vor; ja es scheint fast, als ob er bis in das 4. Jahrhundert überhaupt nicht begangen worden wäre, da dem Gedächtnisse des Erlösers ursprünglich der Todestag desselben gewidmet war. Nicht ohne Bedeutung ist es dabei, daß die Festsetzung des 25. December als eines Hauptfestes des Christenthums von Gallien ausgegangen zu sein scheint und erst allmählich sich über die anderen Länder verbreitete; in den ehemals von Kelten bewohnten Gebieten haben sich nämlich in der Bevölkerung Gebräuche erhalten, welche auf eine altheidnische Feier zur Zeit der Sommersonnenwende und der Aequinoctien hinweisen, so daß die Ansicht, es müsse dort auch das Wintersolstitium festlich und in ähnlicher Weise begangen worden sein, als wohlbegründet erscheint. Daß aber die aus Gallien kommende Anregung bei den leitenden Kreisen der Kirche

[1]) In neuester Zeit hat ein französischer Forscher, H. Gaidoz, den Gebrauch dieses Symboles durch fast alle Völker des Morgen- und Abendlandes verfolgt in dem Buche: Le dieu gaulois du soleil et le symbolisme de la roue, Paris 1886, E. Leroux, welchem für diesen Aufsatz mehrere interessante Daten entnommen sind.

leicht Aufnahme fand, erklärt sich daraus, daß diese in derselben ein Mittel sahen, dem in den Culturländern des römischen Reiches weit um sich greifenden Mithrasdienste zu begegnen. Dieser hatte zu Anfang des 2. Jahrhunderts Eingang gefunden und war namentlich durch den Kaiser Elagabal, der selbst ein Priester der Sonne war, begünstigt worden; wie früher der Isiscult, so kam jetzt der orientalische Sonnendienst in die Mode und fand an den zahlreichen von den landläufigen Vorstellungen der eigenen Mythologie Unbefriedigten gläubige Verehrer. So hält es um so schwerer an ein zufälliges Zusammentreffen des angenommenen Geburtstages des Heilandes mit dem dies natalis solis invicti zu glauben, weil christliche Schriftsteller häufig mit deutlicher Beziehung auf den letzteren den Erlöser mit dem metaphorischen Ausdrucke Sol verus bezeichneten und auch die christliche Kunst von diesem Vergleiche häufigen Gebrauch machte. Ja es klingt fast wie eine Vertheidigung einer an das Heidenthum gemachten Concession, wenn der heilige Augustinus sich bemüßigt sieht, ausdrücklich hervorzuheben, die heidnische Feier dieses Tages gelte der Sonne, die christliche aber dem, der sie geschaffen. Allerdings ist nicht zu bezweifeln, daß ursprünglich eine weitere Concession als die Beibehaltung dieses Festdatums nicht beabsichtigt war; gegen die Art der Feier, die Beobachtung der heidnischen Gebräuche, mögen wohl die Diener der Kirche anfangs, wenn auch vergeblich, geeifert haben. Ein Zeugniß dafür ist uns noch aus dem 7. Jahrhundert in einer berühmten Predigt des heiligen Eligius erhalten, der in scharfen Worten unter anderen abergläubischen Uebungen die Feier der Solstitien am Festtage des heiligen Johannes (Sommersonnenwende) oder anderer Heiligen durch Umzüge und Tanz verbietet. Aber der von den Vätern ererbte Brauch hat sich auch bei dieser Gelegenheit mächtiger erwiesen, als der Einfluß der Seelenhirten; mit der Zeit sah sich die Kirche zur Duldung desselben genöthigt und richtete ihr Bestreben nur mehr darauf, durch einige Veränderungen in den Aeußerlichkeiten einen Widerspruch mit der neuen Lehre nicht mehr hervortreten zu lassen. Bäume mit Bändern und Lichtern zu schmücken ist eine Eigenthümlichkeit unserer heidnischen Vorfahren gewesen und weist auf den mit ihrer Mythologie, mit ihrem ganzen Sinnen und Denken so innig verwachsenen Baumcultus zurück: heute aber soll der mit brennenden Kerzen besteckte Christbaum auf das Licht hindeuten, das der in den Banden der Finsterniß liegenden Welt durch die Geburt des Heilandes aufgegangen ist; wir schmücken den Baum mit süßen Gaben und beschenken die Hausgenossen, um die Allgüte

Gottes, die in der Menschwerdung seines eingeborenen Sohnes sich am deutlichsten darthut, zu symbolisiren, und Herren und Diener nahmen mit gleichem Rechte an dem Feste Antheil, damit deutlich werde, daß Allen die Wohlthaten der Erlösung zukommen; wer aber Sitten und Gebräuche bis auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen im Stande ist, dem drängt sich die Ueberzeugung auf, daß Gepflogenheiten der altrömischen Saturnalien, die bekanntlich um dieselbe Zeit begangen wurden, hierin ihre Fortsetzung finden; und zogen einst zur Zeit der Wintersonnenwende die Frühlingsgötter, denen wohl auf hoher Stange das Sonnenrad vorangetragen worden sein mochte, durch das Land, heute wird noch in so manchen Gegenden am zwölften Tage der Festzeit ein Umzug veranstaltet, der die drei heiligen Könige darstellen soll, wie sie sich von ihrem Sterne zur Krippe des Heilandes geleiten lassen.

An einzelnen Orten werden auch am Weihnachtstage große Feuer entzündet, allgemeiner und über alle Länder, die einst von Germanen und Celten bewohnt wurden, findet sich dieser Gebrauch am Johannisfeste in Uebung. Dieses fällt nach dem Kalender der katholischen Kirche auf den 24. Juni, das Datum der Sommersonnenwende, wie es schon von Plinius festgestellt wurde. Jene hat sich mit diesem Ansatze einer Inconsequenz schuldig gemacht, denn sie feiert sonst ausschließlich die Todestage ihrer Heiligen, hat aber bei der hier zu Grunde liegenden Berechnung des Täufers Geburtstag, der nach dem Evangelium des heiligen Lucas genau sechs Monate vor den des Heilandes fällt, ins Auge gefaßt. So stellt sich schon durch diese Abweichung von einer sonst unverbrüchlich beobachteten Regel dieses Kirchenfest zu der Nativitas domini in eine gewisse Beziehung. Von schwerwiegender Bedeutung ist es nun wieder, daß es ursprünglich nicht gefeiert wurde, sondern erst im 4. Jahrhundert aufkam; hält man sich nämlich vor Augen, daß auch das Geburtsfest Jesu um dieselbe Zeit Aufnahme fand und mit einiger Willkür auf das Datum der heidnischen Feier des Wintersolstitiums, den dies natalis solis invicti, gelegt wurde, so drängt sich die Vermuthung auf, daß auch die Fixirung dieses Festes darauf berechnet sein mochte, eine aus dem Heidenthum überkommene Feier ihrer eigentlichen Bestimmung zu entfremden. Dem Vorläufer legt nun die heilige Schrift in Bezug auf Christus die Worte: Illum oportet crescere, me autem minui (er muß wachsen, ich aber kleiner werden) in den Mund, und wieder ist es der heilige Augustinus, der mit deutlicher Bezugnahme auf diese Worte sie auf den Sonnenlauf anwendet, indem er sagt: „Am Geburtstage

Christi wächst der Tag, an dem des Johannes nimmt er ab; er nimmt also zu, wie der Heiland der Welt ersteht, und erleidet Abbruch, wie der letzte der Propheten geboren wird". Eine gewisse Parallelität in der kirchlichen Auffassung der beiden Feste tritt ferner auch darin hervor, daß man glaubwürdigen Gewährsmännern zufolge ehemals ziemlich allgemein am Johannistage ebenso drei Messen las, wie dies heute nur noch am Weihnachtstage Gebrauch ist, und daß gegenwärtig in der Laterankirche zu Rom um Mitternacht das Meßopfer dargebracht wird, ein Usus, der sonst eben nur wieder am Geburtsfeste Christi sein Gegenstück findet.

Es fehlt nur das Eine noch, daß wir das heidnische Fest namhaft machen, dessen Stelle durch die Feier des Johannistages ausgefüllt worden ist. Wohl muß zugestanden werden, daß wir es nicht zu benennen wissen, aber dennoch läßt sich nicht einen Augenblick daran zweifeln, daß es wirklich bestanden haben muß, und dasjenige, was solche Gewißheit giebt, ist eben der Umstand, daß die seit Alters überkommenen Gebräuche gar keinen Bezug haben auf den Kirchenheiligen, sondern einzig und allein auf die Sonnenverehrung; es ist durch diese ganz deutlich charakterisirt als das Fest der Sommersonnenwende.

Wieder tritt in ihnen das Rad bedeutsam hervor; wie zu Weihnachten, so rollt man auch in diesen Tagen ein Rad durch das Dorf. Ein englischer Mönch aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts hat diesen Brauch aufgezeichnet. Gewöhnlich aber ist das Rad mit Stroh und anderen leicht brennbaren Stoffen umwunden, man schafft es auf den Gipfel eines Berges, entzündet es dort und läßt es in das Thal hinabrollen, wo das Feuer dann in dem Flusse oder Bache verlöscht wird. So liegt uns noch aus dem Jahre 1822 ein ausführlicher Bericht dieser Gepflogenheiten von einem vertrauenswürdigen Augenzeugen vor. Der Unterpräfect von Thionville, Teſſier, beschreibt die Vorgänge, denen er am 23. Juni 1822 in dem zu seinem Bezirke gehörigen Dorfe Konz an der Mosel selber angewohnt hat. Er findet die männliche Einwohnerschaft des Dorfes auf dem Gipfel des Stromberges versammelt; die Frauen und Mädchen müssen sich abseits halten, offenbar in Beobachtung uralter heidnischer Sitte, nach welcher das weibliche Geschlecht zu religiösen Versammlungen keinen Zutritt erhielt. Das Rad, eigentlich eine Walze von bedeutendem Umfange, ist bereits vorgerichtet; jeder Familienvater mußte zu der Strohumkleidung seinen Antheil herbeischaffen, und keiner läßt es sich einfallen, den Beitrag zu verweigern, da nach allgemeiner Annahme sein Vieh in diesem Falle

von Krämpfen und anderen Krankheiten befallen würde und schmerzliche Verluste seine Habe und sein Haus beträfen. Durch die Mitte dieses Cylinders hat man eine lange Stange gesteckt; ihre Enden, die beiderseits um einige Fuß hervorragen, werden von kräftigen Burschen angefaßt, und sobald auf den Befehl des Gemeindevorstandes von Sierk der Brennstoff von einer Person, der man durch die Uebertragung dieses Amtes eine große Ehre erweist, angezündet ist, wälzen jene ihn unter dem Jubelgeschrei des Volkes mit größter Geschwindigkeit den Berg hinab und dem Flusse zu. Es trägt ihnen besonderes Lob ein, wenn sie ihn noch brennend in die Mosel bringen, denn man sieht darin das Vorzeichen einer reichen Ernte und besonderer Ergiebigkeit der Weingärten. Tessier vergißt auch nicht, in seiner Beschreibung, die er in den Denkschriften der Gesellschaft der Alterthumsforscher Frankreichs veröffentlichte, besonders anzumerken, daß dieses günstige Omen im Jahre 1822 eintraf und durch die besonders gute Weinerte im Glauben der Einwohner dieser Gegend vollste Bestätigung erhielt.

Die diesem Gebrauche zu Grunde liegende Symbolik ist durchscheinend genug, daß über ihre Erklärung wenige Worte genügen werden: das flammende Rad soll die Sonne darstellen, die eben nach dem Glauben des Volkes ihre höchste Kraft erreicht hat und nun wieder einer allmählichen Verminderung entgegengeht, wie jenes seine Bahn vom Gipfel des Berges in das Thal hinab nimmt; legt es den vorgezeichneten Weg ohne Störung und Aufenthalt zurück, so schließt man daraus, daß auch im Sonnenlaufe sich keine die Fruchtbarkeit des Landes benachtheiligende Unregelmäßigkeiten einstellen werden. Heutzutage ist diese Art des Johannisfeuers und auch in anderen Gegenden übliche Besonderheiten, das Scheibenschlagen, wie es in den Alpenländern, das Werfen von Strohfackeln, das in Frankreich — daher heißt dort der Tag auch fête des brandons — im Schwunge war, mehr und mehr aus der Uebung gekommen; man zündet in den meisten Gegenden nur mehr Bergfeuer an, glaubt aber noch immer, daß diese selbst und die angebrannten Reiser, die man mit nach Hause nimmt, auf die Fruchtbarkeit des Jahres einen Einfluß haben.

Bei den Masuren jedoch soll einem Berichte zufolge das Rad bei der Entzündung des Johannisfeuers in der Weise zur Verwendung kommen, daß man durch einen in die Erde gerannten Eichenpfahl ein Wagenrad steckt und dieses so lange mit äußerster Geschwindigkeit herumdreht, bis es in Flammen geräth. Die Masuren sind nun wohl ein slavischer Stamm, aber mit den Deutschen in so naher Berührung,

daß wir mit der Voraussetzung, sie hätten von diesen einen ursprünglich germanischen Brauch entlehnt, wohl nicht allzusehr in die Irre gehen dürften. Dieselbe Art des Feuerentzündens kam nämlich in deutschen Landen früher bei den sogenannten Nothfeuern, denen man die Kraft, ausgebrochene Viehseuchen abzuwehren, zuschrieb, in Anwendung. Ein Augenzeuge beschreibt das Verfahren, wie es noch im Jahre 1828 im Dorfe Edderse in Hannover statt hatte. Nachdem einmal beschlossen worden war, der unter Schweinen und Kühen grassirenden Seuche wegen das Nothfeuer zu entzünden, wurde durch zwei in die Erde gerannte und am oberen Ende durchbohrte Eichenpfähle eine Welle, die ebenfalls aus Eichenholz gedreht war, gelegt; man häufte rings herum Stroh, Reisig und andere leicht brennbare Stoffe und setzte nun die Welle durch Anziehen an den beiden Enden eines Strickes, der zweimal um sie geschlungen war, in drehende Bewegung, bis Feuer hervorbrach und sich dem Zündstoffe mittheilte. Dann wurde das bereitstehende Vieh durch die brennenden Haufen hindurchgetrieben, und die Hauswirthe nahmen einen abgelöschten Brand mit nach Hause, um mit diesem angekohlten Holzstücke das Feuer auf dem Hausherde zu entzünden; dieses mußte nämlich vorher sorgfältig gelöscht werden, und ein Versagen der ganzen Procedur hätte man einzig und allein dem Umstande zugeschrieben, daß Jemand in seinem Hause noch Feuer unterhalte.

Mit Absicht ist an dieser Stelle das letzte Zeugniß, das über den Gebrauch des Nothfeuers erhalten ist, angeführt; es wäre jedoch vollständig verfehlt, aus dem verhältnißmäßig so jungen Datum schließen zu wollen, der Brauch sei erst in späteren Zeiten in Aufnahme gekommen. Schon im Jahre 843 nämlich verhandelte die Synode zu Lestines über „Feuer, welches aus Holz durch Reibung gewonnen wird, das heißt Nôdfyr". Aber was vor allem Anderen geeignet ist, die Uebung dieses Gebrauches bis in die dunkelste Vorzeit hinaufzurücken, das ist der Umstand, daß wir schon in den Veden, den heiligen Schriften der Inder, und in deren Commentaren die Entzündung des Feuers durch Umdrehen eines Holzstabes in einer Scheibe aus weicherem Holze zur Vornahme besonders feierlicher, ritueller Acte vorgeschrieben finden. Adalbert Kuhn hat nun in einem für die Geschichte der Mythologie epochemachenden Buche nachgewiesen, daß dieser Art der Feuerbereitung der Glaube zu Grunde lag, das himmlische Feuer sei ganz in derselben Weise durch Umdrehung des Blitzstabes im Sonnenrade erzeugt worden, und nur im Vorübergehen soll hier

noch angemerkt werden, daß dieser Drehstab, im Sanskrit pramanthana genannt, den Griechen zur Dichtung des tiefsinnigen Mythos vom Feuerbringer Prometheus Veranlassung gab.

Wir finden nun dieselbe Art der Feuerbereitung beim Nothfeuer erwähnt, Grund genug, um uns schließen zu lassen, daß sie auch den Germanen als eine besonders heilige, in ihren Vorstellungen von den Göttern und dem Laufe der Natur begründete gegolten haben wird. Sie war aber auch beim Entzünden des Johannisfeuers in Uebung, und dieses fällt auf das Datum der Sommersonnenwende; man bediente sich dabei eines Rades, und dieses ist ein uraltes Sonnensymbol: alles Gründe, welche einen Bezug dieses Gebrauches auf die Sonne erschließen lassen. Seine ursprüngliche Stelle aber wird kaum dieses Fest gewesen sein. So manche Züge, welche uns bei dem Nothfeuer bedeutsam entgegentreten, stimmen in auffallendster Weise mit den Anschauungen, die man mit dem Wintersolstitium verband, überein. Man verlöscht die Herdflammen und setzt sie mit Ueberresten, die man vom heiligen Feuer mit nach Hause genommen hatte, wieder in Brand, gleichsam als wollte man das rückkehrende und sich erneuernde Feuer zum Gemeingute machen. Die Sonne war ja erloschen im Schnee und Eise der Winterriesen, die ihrer mächtig geworden waren. Die Lichtgötter, welche die Jahresherrschaft wieder in ihre Hand nehmen, zünden nun dort oben eine neue Sonne an, den Menschen zur Leuchte zu dienen und den Feldern Fruchtbarkeit zu verleihen, und diese ahmen auf Erden deren Thun nach und machen sich durch die angekohlten Reiser der Wohlthaten jener in sinnbildlicher Weise theilhaftig. Warum aber die Feier der Erneuerung des Feuers von seiner Stelle gerückt ist, dürfte darin seine Erklärung finden, daß die winterliche Jahreszeit der Uebung des Gebrauches, die ja nothwendigerweise im Freien erfolgen muß, durchaus nicht günstig ist, so ging sie denn auf das entsprechende Fest der Sommersonnenwende über, eine Verlegung, welche darauf Einfluß genommen haben mag, die feierliche Entzündung des Feuers durch das Rad allmählich in Vergessenheit gerathen und die den augenblicklichen Naturvorgängen gemäßere Art des Radrollens zur Aufnahme gelangen zu lassen. Damit entfiel aber zugleich die Nothwendigkeit, an der uralten Weise der Feuerbereitung festzuhalten, und diese erhielt sich eben nur mehr im Aberglauben bei der Entzündung des Nothfeuers, das auch in den anderen Gebräuchen, wie in dem Durchtreiben des Viehes durch das Feuer, an Gepflogenheiten anknüpft, wie sie heute noch beim Sonnwendfeuer und wie sie

bei den alten Römern schon an dem Hirtenfeste der Palilien in Uebung waren.

Das soll jedoch nicht heißen, das heidnische Fest der Sommersonnenwende sei nichts Anderes als eine Wiederholung der Festbräuche des Wintersolstitiums gewesen, die einzig und allein durch die Gunst der Jahreszeit veranlaßt gewesen wäre. Es trägt daneben doch auch seine eigenen, deutlich ausgeprägten Züge. In der Sonne glaubte man nämlich nicht nur eine nahrung- und segenspendende, sondern auch eine unheilbringende und verderbliche Gottheit zu sehen, und im Culte derselben auf diese Doppelseite ihres Wesens hinzuweisen, das ist ein Brauch, der sich bei allen Völkern indogermanischen wie semitischen Stammes findet. Derselbe Sonnengott Apollo, durch dessen Gnade sich die Griechen bei Homer von der unheilvollen Seuche befreien wollen, hat auch die Krankheit durch seine verderbenbringenden Geschosse in das Lager gebracht; man nannte ihn in Griechenland Alexikakos, Abwehrer des Unheils, und Ulios, Verderbenbringender, zugleich, und auf verheerende Krankheiten nimmt sein Beiname Loimios, ob man ihn unter demselben als deren Erreger oder Stiller verehrte, Bezug. Bei den Semiten finden wir dagegen zwei Sonnengötter, den einen, Baal, der den segensreichen Einfluß der Sonne, den anderen, Moloch, der ihre versengende und vernichtende Kraft repräsentirt. Natürlich fiel das Fest des letzteren Gottes in jene Jahreszeit, wo die Sonne ihre größte Gluth auf die Erde herniederstrahlen läßt; dann suchte man den dem Glauben nach erzürnten Gott durch Darbringen von Menschenopfern zu besänftigen: man gab ihm freiwillig, was er sich in seinem Grimme selbst zu nehmen drohte, und war der Meinung, dadurch seinem Wüthen Einhalt thun zu können. Spätere, menschlichere Zeiten scheinen in der Folge diese ursprünglich regelmäßigen Opfer abgeschafft, und nur Augenblicken großer Noth, wenn andauernde Gluthhitze die Felder ausdörrte und Seuchen erzeugte oder ein schrecklicher Krieg die höchste Gefahr für Staat und Volk befürchten ließ, vorbehalten zu haben, geradeso wie die ursprünglich alljährlich gefeierte Feuererneuerung im germanischen Volke schließlich mit ihren kennzeichnendsten Bräuchen nur mehr zur Zeit verheerender Krankheiten unter Menschen und Vieh zur Anwendung kam. Dabei ist es wohl glaublich, daß die in der Astronomie wohlbewanderten Orientalen als Datum dieses alljährlich wiederkehrenden Festes, um dem schrecklichen Brauche seine ursprünglich prohibitive Kraft zu erhalten, das des Sommersolstitiums, wann die Sonne auf ihrer Bahn der Erde am nächsten gekommen zu sein schien, benutzt und

erst in der Zeit, wo er nur mehr von Fall zu Fall in Anwendung kam, seine Ausübung vorzugsweise auf eine etwas spätere Jahreszeit gerückt haben mögen. Nun war aber die Opferung von Menschen durchaus nicht auf den Orient allein beschränkt, wir haben unwiderlegliche Zeugnisse, daß sie einst auch bei Griechen und Römern, bei Germanen und Kelten wie bei Slaven im Gebrauche war, ja wir haben sie bei allen Völkern, mit denen wir im Laufe der Zeiten bis in unsere Tage herauf in Berührung kamen, kennen lernen müssen. Zieht man aber eine ganz bekannte Eigenthümlichkeit des altsemitischen Molochopfers, bei welchem die Unglücklichen in einen eisernen Ofen, der das Bild des Gottes selbst darstellte, geworfen wurden und darin durch ein untergezündetes Feuer zu Grunde gingen, in Betracht, so bietet ein Brauch, der zu Cäsar's Zeit bei den Galliern in Uebung war, eine merkwürdige Aehnlichkeit dar. „Sie haben Götterbilder von ungeheurer Größe aus Weidenruthen geflochten," schreibt der berühmte Feldherr in der Denkschrift über das eroberte Land, „deren Glieder sie mit lebenden Menschen anfüllen; diese bringen sie dann durch ringsum gehäufte Flammen zum Tode." Cäsar spricht nicht ausdrücklich von einem regelmäßig wiederkehrenden Feste, aber er sagt, es sei dies eine Einrichtung von Staatswegen gewesen, man habe zunächst Verbrecher als den Göttern vorzüglich genehme Opfer in dieser Weise getödtet, aber wenn es an solchen gefehlt, unbedenklich auch Unschuldige: alles Anzeichen, daß es sich thatsächlich um ein solches gehandelt habe. Es bliebe nur noch das Datum desselben zu ermitteln, was freilich bei dem Mangel an anderweitigen verbürgten Nachrichten immer nur mit Wahrscheinlichkeit, nie aber mit voller Gewißheit geschehen kann. Nun wurde aber die Johannisfeier in Paris vor kurzem noch in der Weise begangen, daß man ein Faß mit Katzen, Ratten und anderen lebenden Thieren anfüllte und dann verbrannte, eine Sitte, die ganz geeignet erscheint, einiges Licht auf jenes vorausgesetzte Fest der alten Gallier zu werfen. Es war das Anzünden des Johannisfeuers auf dem Grève-Platz zu Paris durchaus keine gewöhnliche Volksbelustigung, sondern wie noch am Ausgange des 15. Jahrhunderts deutsche Fürsten auf den Marktplätzen deutscher Städte öffentlich den Reigen um den am Vorabend des Johannisfestes in Flammen gesetzten Holzstoß führten, so stand nach altem Brauche dem Könige von Frankreich allein das Recht zu, den Scheiterhaufen, auf welchem Faß und Thiere verbrannt wurden, in Brand zu stecken. Sie thaten dies auch alljährlich, bis auf Ludwig XIV. herauf, der es in seinem bekannten Hochmuthe nur ein-

mal über das Herz brachte, der alten Sitte Genüge zu leisten. Einer Feier jedoch, die dem Könige selbst Amt und Dienst zuweist, muß eine gewisse Bedeutung in den Augen des Volkes innewohnen, und in unserem Falle kann diese unmöglich gefunden werden in der Verehrung des Kirchenheiligen, dessen Namen sie trägt. Schon die grausame Tödtung der Thiere weist ihren Ursprung in das Heidenthum zurück, und hat man die Geschichte alter Bräuche mit Bezug darauf, was in ihnen den Lauf der Zeiten überdauert und was den neu entstehenden Ansichten gemäß sich verändert, mit einiger Aufmerksamkeit verfolgt, so wird man bald darüber nicht mehr im Zweifel sein können, daß auf dem Grève-Platze von Paris das alte keltische Menschenopfer in abgeschwächter Form weiter fortgesetzt wurde.

Daß dieses aber einem Sonnengotte dargebracht wurde und somit an und für sich seine Ausführung zur Zeit des Sonnensolstitiums wahrscheinlich ist, lassen andere Gründe annehmbar erscheinen. In Paris war es auch alter Brauch, eine Puppe von riesiger Größe unter dem Zusammenlauf des Volkes in der Straße aux Ours am 3. Juli zu verbrennen. Ursprünglich werden wohl beide Gepflogenheiten zusammengefallen sein; die Puppe war eben nichts Anderes als das Bild des Sonnengottes, das im eigentlichen Johannisfeuer zu Paris durch das Faß ersetzt wurde. Die Beziehung des letzteren auf die Sonne ergiebt aber besonders der Umstand, daß man zugleich mit ihm ein Wagenrad auf den Scheiterhaufen brachte, welches wohl ursprünglich das Götzenbild als sein Symbol und Attribut in der Hand getragen haben mochte. Man hat auf französischem und englischem Boden, also dort, wo ehemals Kelten wohnten, mehrere Statuen gefunden, die einen männlichen Gott darstellen, welcher mit der Hand sich entweder auf ein Rad stützt oder ein solches auf der Achsel trägt. Manchem dieser Bilder ist aber auch noch das gewöhnliche Attribut des römischen Jupiter, der Blitzstrahl, beigegeben, und die am Piedestal erhaltene Inschrift zeigte die übliche Dedication an diesen Gott: J O M, d. i. Jovi Optimo Maximo. Auch Altäre sind gefunden worden, die neben einer inschriftlichen Widmung an Jupiter noch mit Rad und Blitz bezeichnet sind. Aus diesem Grunde spricht man wohl auch von einem Jupiter mit dem Rade, wobei jedoch wohl zu beachten ist, daß die so gekennzeichnete Göttergestalt auf italienischem und speciell römischem Boden nicht vorkommt, und daß man sich unter ihr eine Identificirung des höchsten Gottes der Eroberer mit der verehrtesten Göttergestalt der Unterworfenen zu denken hat. Die Kunst, menschliche Figuren aus Stein zu meißeln oder

in Bronze zu gießen, haben die Kelten aber jedenfalls erst von den Römern gelernt: ihre Götteridole werden ursprünglich wie bei anderen Völkern roh zubehauene Holz- oder Steinblöcke gewesen sein, und nur das beigegebene Attribut, in unserem Falle das Rad, kennzeichnete sie als das, was sie darstellen sollten. Wenn Cäsar von aus Weidenruthen geflochtenen Götterbildern spricht, so liegt es auf der Hand, daß auch bei Verwendung dieses Materiales die Darstellung nur eine sehr unvollkommene sein und am wenigsten ein künstlerischer Typus sich festsetzen konnte, der wie bei den Zeus- und Jupiterstatuen des classischen Alterthums eben nur festgehalten zu werden brauchte, um den Gott schon an und für sich zu kennzeichnen; auch bei diesen wird also das beigegebene Symbol das Wesentlichste dazu beigetragen haben müssen, Art und Charakter des zu verehrenden Gottes erkenntlich zu machen. Daher ist seine Verwendung durchaus nicht als etwas Nebensächliches, Accidentielles anzusehen, sondern gerade im Gegentheile als das Wesentlichste, und wo sie uns in alten Sitten und Gebräuchen begegnet, dort ist gerade sie es, auf welche sich eine Ansicht über die ursprüngliche Bedeutung derselben gründen läßt. Lesen wir also von der in der Stadt Douai in Frankreich bis weit in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts hinein gefeierten fête de Gayant, man habe in feierlicher Procession, an welcher auch die Geistlichkeit der Stadt theilzunehmen nicht verschmähte, eine riesige aus Weidenruthen geflochtene Puppe, die man eben den Gayant (das ist eine Dialektform des Wortes géant-Riese) nannte, einhergetragen und unmittelbar vor dieser ein ungeheures Rad, so werden wir wohl kaum der allgemeinen Ansicht der Bevölkerung, die in demselben ein Glücksrad sah, beizustimmen uns versucht fühlen, sondern vielmehr das wohlbekannte Sonnenrad darin erblicken müssen, das jene Riesengestalt als den alten Sonnengott der Gallier charakterisirt und als mit jenen von Cäsar erwähnten Bildern aus Holzgeflecht identisch erscheinen läßt, und dies mit umso größerer Bestimmtheit, als das herkömmliche Datum der fête de Gayant, der dritte Sonntag des Monats Juni, in die nächste Nähe der Sommersonnenwende gerückt erscheint. In aller Unschuld trug das Volk dem heidnischen Götzenbilde die Reliquien aus den Kirchen der Stadt voraus, bis endlich im Jahre 1770 der hochwürdige Bischof von Arras die ganze Feier durch einen Hirtenbrief verbot und abschaffte, uns aber in demselben zugleich eine vollkommen authentische Beschreibung derselben hinterlassen hat.

Nicht minder eigenthümlich berührt es ferner, wenn man erfährt, daß in den Kirchen und Capellen der Bretagne nicht nur bis auf den

heutigen Tag sich Räder aufgestellt finden, sondern ehemals sogar ein Heiliger, den der Volksmund nicht anders als den Heiligen vom Rade (santic ar rod) zu nennen wußte, dasselbe ebenso als Attribut führte, wie einst der heidnische Sonnengott der Kelten. Dabei ist die Annahme, das Instrument solle etwa auf den Märtyrertod des betreffenden Heiligen hindeuten, durch die eigenthümliche Art seiner Verwendung gänzlich ausgeschlossen; es war nämlich neben der Statue des Heiligen so aufgestellt, daß es mit einem Strick um seine Achse bewegt werden konnte; man pilgerte nun zu einer derartigen Capelle (der von Comfort etwa), opferte vor dem Bilde zwei Sous und setzte dann das Rad durch den herabhängenden Strick in Umdrehung, um aus gewissen an seinem Umfange angebrachten Bildern auf die Zukunft, namentlich, wie es scheint, auf die Lebensdauer schließen zu können. Heutzutage ist dieser Gebrauch abgekommen; wo sich das bewegliche Rad noch in der Kirche vorfindet, ist es mit Glocken behängt und wird nur mehr in Bewegung gesetzt, um gewisse gottesdienstliche Handlungen feierlicher erscheinen zu lassen.

Ein solcher „Heiliger vom Rade" scheint aber auch der heilige Amabilis von Riom zu sein, dessen Fest noch heute am 11. Juni durch eine prächtige Procession gefeiert wird, in welcher man ehemals ein großes aus Wachs gegossenes Rad einhertrug und von Zeit zu Zeit zur Erbauung aller Theilnehmer um seine Achse drehte. Jetzt ist dieses Wachsrad ersetzt durch einen Blumenkranz, und eine rationalistische Erklärung aus der neuesten Zeit weiß über dasselbe zu berichten, es sei die Opfergabe gewesen, welche die Einwohner von Riom im 7. Jahrhundert etwa auf feierlicher Wallfahrt alljährlich im Dorfe Marsat, damals angeblich ein bedeutender Wallfahrtsort, zum Opfer zu bringen gelobt hätten. Ueber die Beziehung dieser Wallfahrt und Opfergabe zum heil. Amabilis weiß diese Interpretation des alten Gebrauches jedoch gar nichts zu melden, und es schiene doch natürlicher zu sein, daß die Riomer am Festtage ihres Localheiligen fremde Processionen bei sich empfangen, als daß sie die einzige Stätte seiner Verehrung verlassen. Der heil. Amabilis aber ist in der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts gestorben und dürfte, wenn es uns erlaubt ist, die sehr zutreffende Erklärung eines französischen Gelehrten zu wiederholen, sich um die Bekämpfung der heidnischen Verehrung des Radgottes so verdient gemacht haben, daß man ihm gewissermaßen als Siegeszeichen, zugleich aber als Zugeständniß an den am Althergebrachten hängenden Sinn der Bevölkerung, welche das bekannte Symbol in dem um diese Zeit gefeierten Feste nicht missen wollte, dieses beilegte.

Aber wie in jüngster Zeit in dieser Festfeier ein Rad durch Blumenkränze ersetzt wurde, so findet man auch anderwärts am Johannistage den Gebrauch, solche in auffallender Weise zu verwenden. In Comminges werden sie auf den Scheiterhaufen des Johannisfeuers gelegt, wodurch ihre Bestimmung, das Rad, welches anderwärts auf dem Holzstoße verbrannt oder selbst angezündet, oder endlich bei der Entzündung des Feuers gebraucht wird, zu vertreten, nur umso deutlicher hervortritt. In Belgien tanzt man durch die mit Guirlanden und Kränzen geschmückten Straßen, in Sachsen schmückt man die Häuser mit Blumenkränzen, welche mit Bändern verziert sind, in Leipzig endlich legt man die Kränze auf den Grabhügeln am Kirchhofe nieder und am Niederrhein tritt die Beziehung zum Johannisfeuer dadurch wieder hervor, daß man in die Mitte dieses Kranzes brennende Kerzen setzt.

Wenn wir nun im Verlaufe dieser Darlegungen Gebräuche in Betracht gezogen haben, die nicht an dem Datum der Sommersonnenwende selbst, dem 24. Juni nach der gewöhnlichen Annahme, erscheinen, so braucht das kein Bedenken zu erregen: es erklärt sich das eben aus localen Eigenthümlichkeiten, die es ja zum Beispiel auch mitten in Deutschland, in Obermedlingen in Schwaben, veranlaßt haben, daß alle die bezeichnenden Gepflogenheiten, die sonst am Johannistage im Schwunge sind, auf den Festtag des heil. Veit, d. i. den 15. Juni, übertragen wurden; die Kinder machen ein großes Feuer an und springen durch dasselbe, die Erwachsenen aber stecken auf dem Gipfel eines Berges ein Wagenrad auf eine hohe mit Stroh umwundene Stange, zünden dann mit Einbruch der Dämmerung am Fuße derselben Reisigbündel an, und wenn die Flamme das Rad erreicht hat, so erheben sie die zum Gebete gefalteten Hände und die Augen zum Himmel und recitiren dabei gleichzeitig eine alte Formel. Damit sind wir jedoch nach langem Umwege wieder auf deutschem Gebiete angelangt, und wenn wir nun daran gehen, die auf ihm eingeheimsten Früchte zu sichten, so tritt das Eine klar hervor: uralte und weitverbreitete, theilweise noch heute in Uebung stehende Gebräuche, die am Datum des Sommersolstitiums oder in nächster Nähe desselben abgehalten werden, bezeichnen dasselbe als einen aus der Vorzeit stammenden Festtag, dessen Rituale auf die Sonne und ihren Lauf unzweifelhaft Bezug nimmt. Die Kirche hat nun, offenbar in der Absicht, das Fest den zu Grunde liegenden heidnischen Anschauungen zu entfremden, dieses Datum mit einem Kirchenfeste, das zu dem christlichen Weihnachtsfeste ebenso in einer eigenthümlichen Parallelität steht, wie die heidnische Feier des Sommer-

solstitiums zu der der Wintersonnenwende, belegt, ohne jedoch dadurch verhindern zu können, daß gerade die bezeichnendsten Uebungen früher oder später auf die in der Nähe liegenden Festtage gewisser Localheiliger übergingen, da sie eben auf die Geschichte des heil. Johannes keinen Bezug hatten und sich ebenso gut an die Person und die Feier jedes anderen Heiligen ansetzen konnten. Der Volksglaube aber hat, und das verdient noch besonders angemerkt zu werden, die vermißte Beziehung zwischen Sonnenlauf und dem von der Kirche festgesetzten Heiligenfeste sich dadurch in verständlicherer Weise geschaffen, daß er dichtete, die Sonne mache an diesem Tage zu Ehren des heil. Johannes drei Sprünge oder halte zu diesem Zwecke dreimal auf ihrer Bahn inne.

Im Laufe dieser Darlegungen sind wir aber auch darauf zu sprechen gekommen, daß der Vorzeit schon die Entzündung und Bereitung des Feuers als ein besonders heiliger Cultact erschien. Es möge uns verstattet sein, einen gelehrten Indologen, der an der Hand der Veden die „Erzeugung des Agni", des Feuergottes der alten Inder, nach dem Cultgebrauche schildert, zum Beweis dessen zum Worte gelangen zu lassen. „In frühester Morgenstunde wird er durch Reibung hervorgelockt und springt plötzlich in hellem Glanze, ein goldgelockter Knabe, aus dem Holzstücke, in dem er wohlgeborgen wie in einer Kammer geruht, heraus. Den faßt der Opfernde und legt ihn an den Holzstoß; gierig streckt er seine scharfe Zunge aus und schmilzt das Holz versengend wie ein Schmelzer. Wenn die Priester geschmolzene Butter in ihn gießen, schägt er knisternd und wiehernd wie ein Roß in die Höhe, er, den man gerne wachsen sieht, wie eigenen Wohlstand. Man staunt ihn an, wenn er mit wechselnden Farben, sich schmückend wie ein Freier, gleich schön von allen Seiten, nach allen Seiten seine Vorderseite bietet.

Durchdringend ist sein Strahl, ist seines Lichtes Schein,
Des Schönen mit dem schönen Angesicht und Blick,
Dem Schimmer gleich, der auf des Stromes Fläche schwimmt,
So flimmern Agni's Strahlen ohne Ruh und Rast."

Es liegt auf der Hand, daß eine alltägliche Handlung nur dann zu so begeisterter und poetischer Darstellung Veranlassung geben konnte, solange man in derselben noch die Vornahme eines besonders heiligen Actes sah. Die Heiligkeit desselben aber lag, wie ebenfalls bereits bemerkt wurde, darin, daß man in ihm die Nachahmung göttlichen Thuns erblickte: wie die Menschen hier auf Erden ihre Feuer anzünden, so entflammen die Götter dort oben die himmlischen Feuer, sich zur

Ehre und ihren Geschöpfen zum Wohle und Heile. Aber es ist nur ein Ergebiß ganz natürlicher Entwickelung, wenn gerade um der Heiligkeit dieser gottesdienstlichen Handlung willen ihre Ausübung auf gewisse mit der Person des dabei wirksam gedachten Gottes in Beziehung stehende Feste beschränkt wurde. Der indische Priester muß das heilige Opferfeuer den Vorschriften der Veden zufolge noch alltäglich am frühen Morgen entzünden; bei anderen Völkern aber finden wir heilige Feuer in Verwendung, die das ganze Jahr hindurch sorgsam genährt und erhalten, einmal im Jahre jedoch in besonders feierlicher Weise entzündet werden. Christliche Glaubensboten berichten von derartigem heiligen Feuer bei Letten, Preußen und Litthauern, wir können es aber auch aus seiner Verwendung bei den Römern; bei diesen wird es bekanntlich im Tempel der Vesta von Priesterinnen, denen die Verpflichtung der Keuschheit auferlegt ist, gehütet, und diejenige, durch deren Unachtsamkeit es im Laufe des Jahres erlischt, verfällt ebenso dem Tode wie der litthauische Priester, wenn er ihm den nöthigen Brennstoff zuzuführen versäumt. Das Fest der Feuererneuerung aber fällt bei den Römern auf den 1. März und bezeichnet zugleich in der ältesten Zeit den Beginn des neuen Jahres. Das Datum selbst hat nichts Befremdliches, es ist ja der Beginn der wärmeren Jahreszeit, die Zeit, um welche die Sonne wieder Kraft und Wärme erhält.

Nun haben wir aber die Feuerentzündung als heiligen Brauch auf germanischem Boden im Nothfeuer kennen gelernt und dabei gesehen, daß sich Anzeichen einer alljährlichen Begehung desselben zur Zeit der Sommersonnenwende vorfinden, obgleich er ursprünglich der Feier des Wintersolstitiums als wesentlichster Bestandtheil zugekommen sein mochte. So enge verwachsen dieser Brauch mit einem aus Naturanschauungen hervorgegangenen Glauben vom Wirken und Thun der Götter sein mag, die christliche Kirche hat ihn nichtsdestoweniger unter ihre Ceremonien aufgenommen; sie läßt am Morgen des Charsamstags durch Stahl und Stein Feuer schlagen, den Funken in Holz auffangen und nach der Segnung desselben von ihm das Licht der sogenannten ewigen Lampe entzünden, welches das ganze Jahr hindurch bis zum Charfreitag genährt und vor dem Verlöschen behütet wird. Allerdings verbindet sie mit dem ganzen Vorgange eine Symbolik, die der neuen Lehre gemäß ist: daß das Feuer dem Stein entlockt wird, soll darauf hindeuten, daß aus dem Eckstein Jesus Christus das Licht der göttlichen Klarheit der Welt geworden ist, und wie die von demselben angezündete Lampe in der Kirche ohne Verlöschen leuchtet,

so sollen auch die Herzen der Gläubigen durch die Gnade des heiligen Geistes erhellt und erleuchtet werden. Dem Volke aber mag diese tiefere Symbolik immer fremd geblieben sein, ihm wird es sich vor allem Anderen darum gehandelt haben, den alten, von den Vätern ererbten Brauch erhalten und in weihevoller Uebung zu wissen, und seine Vorstellungen werden immer wieder zu den durchscheinenden Beziehungen mit den Naturerscheinungen zurückgekehrt sein, wie man ja auch heute noch häufig genug sogar von der Kanzel herab die Auferstehung des Heilands aus den Todesbanden mit dem Wiedererwachen der Natur in Vergleich gebracht finden wird. War doch selbst dem germanischen Volke die Verwendung des ewigen, d. h. das ganze Jahr hindurch unterhaltenen Feuers nichts absolut Neues, insoferne wenigstens nicht, als der am Tage der Wintersonnenwende angebrannte Holzklotz, der sogenannte Julblock, das Jahr hindurch wohl bewahrt und bei Familienfesten oder wenn dem Hause Gefahr drohte, wie bei aufsteigenden Gewittern, wieder auf den Herd gebracht wurde. Daß man auch vom Johannis- und vom Nothfeuer angebrannte Reiser mit nach Hause nahm, um durch deren Verwahrung sich und seine Habe vor bösen Einflüssen zu sichern, steht damit im engsten Zusammenhange. Heute findet sich diese Sitte am häufigsten gerade am Osterfest in Uebung, da das Volk die noch brennenden Reiser jenes mit Stein und Stahl entzündeten Feuers, nachdem der Priester darin die Ueberreste des heiligen Oeles verbrannt hat, sich streitig macht, um sie mit sich nach Hause zu nehmen.

Diese letztangeführte priesterliche Handlung nennt der Volksmund „Judasbrennen" oder „Judenbrennen". In einigen Gegenden aber wirf man am Charsamstag eine Strohpuppe vom Thurme herab und verbrennt sie dann, was man eben als Judasbrennen bezeichnet. Dieser Volksbrauch ist vielfach zusammengestellt worden mit dem Tod- oder Winteraustragen, das sich in deutschen und slavischen Ländern zu Ostern aber auch zu Pfingsten oder zur Zeit des Maifestes erhalten hat und dessen wesentlichster Bestandttheil es ist, eine Strohpuppe, die bald Winter, bald Tod heißt, feierlich zu verbrennen oder in das Wasser zu werfen, um damit den Sieg des Frühlings über den Winter, des wiedererwachenden Lebens über den Tod der Natur darzustellen. Mit diesen Vorstellungen soll nun, der Ansicht keineswegs unbedeutender Forscher nach, auch der früher angeführte Name des Judas- oder Judenbrennen übereinstimmen, da Judas oder Jude eben nur als ein volksthümliches Mißverständniß des alten Wortes iötunn-Riese, unter

dem man sich den Winterriesen zu denken hat, aufzufassen sei. Einzelne theils beim Osterfest, theils an den anderen angeführten Daten übliche Bräuche, erhaltene Volkslieder und selbst Denkmäler der Literatur lassen aber darauf schließen, daß dem Verbrennen, Ersäufen und selbst Vergraben dieses Winter- oder Todesriesen eine mimische Darstellung des Kampfes, in welchem er schmählich unterliegt, vorangegangen ist. Bekannt ist es aber, daß auch die Kirche nach dem Zeugnisse mehrerer von ihr zugelassener Kirchenlieder Christus als den siegreichen Held über Tod und Hölle feiert und als das Triumphfest dieses seines Sieges eben Ostern angesehen wissen will.

Tod und Winter sind ja im Volksgeiste sich vielfach deckende Begriffe; die Erscheinungen des Winters aber erklärte die heidnische Mythologie der Germanen dadurch, daß sie erzählt, die Sonne sei in die Gewalt der Winterriesen gerathen; ein siegreicher Kampf des Donnergottes Thor mit dem Sonnenräuber beendet dann die dadurch hervorgerufene Noth und Drangsal der Welt. Daß der heidnische Glaube an Naturanschauungen haftet und sich in erster Linie auf die Sonne bezieht, tritt in diesem Mythos, wie vielgestaltig er auch gefaßt sein mag, deutlich und unverkennbar hervor. Hat man nun auch im germanischen Norden in völliger Uebereinstimmung mit den vollkommen beglaubigten Ansichten anderer Völker als den eigentlichen Festtag der Wiedergeburt der Sonne den Tag der Wintersonnenwende angesehen, so muß doch die alljährlich sich erneuernde Beobachtung, daß die segensreichen Folgen dieser Wiedergeburt erst in späterer Jahreszeit zum Vorschein treten, es veranlaßt haben, daß ein neues Fest sich an dem entsprechenderen Sonnendatum — man wird da zunächst an das der Tag- und Nachtgleiche des Frühlings denken — festsetzte. So gewannen aber die beiden Feste bald verschiedene Bedeutung: das eine bezeichnete die Entzündung, das andere die Wiedererwerbung des himmlischen Feuers durch göttliche Macht, welche man im ersten Falle als Odin-Wodan, im letzteren als Thor-Donar personificirte. Die dabei aber immer noch bestehende Parallelität der beiden Feste bleibt in fast genau entsprechender Weise in dem an diese Daten tretenden Kirchenfest erhalten: Weihnachten bezeichnet die Geburt des Heilands — man erinnere sich, daß die Kirchenschriftsteller ihn Sol verus nennen — Ostern seine Wiedergeburt in der siegreichen Auferstehung vom Tode. Der Volksglaube aber weiß wieder in seiner Weise die alte Beziehung des Festes zum Leben in der Natur zu bewahren, indem er, wie an den anderen Sonnendaten, auch zu Ostern Feuer anzündet und angibt,

die Sonne mache zu Ehren des auferstandenen Heilands drei Freudensprünge, genau so wie am Johannistage zu Ehren des Täufers oder zu Weihnachten zu Ehren der wunderbaren Geburt.

Doch ist wohl noch einem gewichtigen Einwande zu begegnen, der dieser Darlegung gemacht werden kann, nämlich dem, daß das kirchliche Osterfest nicht auf das angegebene Datum des Sonnenlaufes falle. Sicherlich muß das zugegeben werden, ja noch mehr, daß auch das zu Grunde liegende heidnische Fest sich nicht wohl mit voller Bestimmtheit auf ein Datum fixiren läßt. Es finden sich Volksbräuche, die ursprünglich zu dem Rituale des Frühlingssonnenfestes gehört haben müssen, auf verschiedene Tage, die in der Zeit vom 2. Februar (Maria-Lichtmeß) bis Pfingsten in der Kirche oder vom Volke festlich begangen werden, vertheilt, so zwar, daß in einigen Fällen sich an demselben Orte eine Wiederholung des Brauches mit geringen Veränderungen, in anderen wieder derselbe Brauch nach localen Verschiedenheiten auf verschiedene Zeitpunkte angesetzt findet. Nun läßt sich aber aus früherer Zeit nachweisen, daß der eigentlichen Festfeier eine Art officieller Ankündigung voranging, des Stadtmagistrates oder des Fürsten an die Bürger oder umgekehrt der Bürgerschaft an Rath und Fürsten, die aber nicht etwa darauf hindeutet, daß der Tag der Begehung des Mai- oder Pfingstfestes von dem dieselbe ankündigenden Theile willkürlich bestimmt werden konnte, da sie eben auch dort statt hatte, wo dieselbe an einen bestimmten Tag (1. Mai, zweiten Pfingsttag) gebunden war. Das läßt diese Ansage als einen integrirenden Bestandtheil der Festfeier erscheinen, der eben nur aus einer Zeit herrühren kann, in welcher diese selbst eine bewegliche war und der Tag ihrer Begehung einer ausdrücklichen Feststellung durch die dazu berufenen Persönlichkeiten bedurfte. Es ist leicht genug anzunehmen, daß diese Wandelbarkeit auch in diesem Falle durch die Unsicherheit der Witterungsverhältnisse in jener Jahreszeit, in welche das Fest gelegt werden mußte, bedingt war, wenn nicht andere Umstände darauf Einfluß nahmen, die bis heute noch nicht völlig aufgeklärt sind. Es fällt nämlich eigenthümlich ins Gewicht, daß Cicero einen Brief, dessen Datum um die Mitte des Monats Mai fällt, zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche geschrieben zu haben behauptet; wenn nun ein gebildeter Römer bei der bekannten Einrichtung der römischen Sand- und Wasseruhren, die gerade das Verhältniß der Tagesstunden zu denen der Nacht deutlich hervortreten ließ, die Dauer des Frühlingsäquinoctiums so weit herausrücken konnte, so würde wohl die Voraussetzung, daß die Ansichten unserer Vorfahren

über diese Frage mit den heutigen in genauer Uebereinstimmung stehen müßten, nur als eine sehr gewagte anzusehen sein.

Die Kirche aber hat das wirkliche Datum des Frühlingsäquinoctiums durch ein feststehendes Fest, Maria Verkündigung, bezeichnet und es dadurch mit Weihnachten, dem unzweifelhaften altheidnischen Sonnenfeste in eine gewisse Beziehung gesetzt. Wir wollen hier auf die Frage, ob sich eine solche zwischen dem Kirchenfeste und der naturgemäß auf denselben Tag fallenden heidnischen Frühlingsfeier finde, nicht näher eingehen, als daß wir erwähnen, daß der Gott, dem zu Ehren die letztere im heidnischen Norden stattfand, Thor, zugleich auch als Hüter und Schützer der Ehen verehrt wurde, und daß der griechische Cultus die Schließung des heiligen Ehebundes zwischen Zeus und Hera, der in den namentlich in späterer Zeit einflußreichen Mysterien bedeutungsvoll hervortritt, auf ein um diesen Zeitpunkt fallendes Frühlingsfest verlegt.

Man gestatte aber noch ein Zeugniß dafür anzuführen, daß die Beseitigung des Thor-Donarcultus den christlichen Glaubensboten bedeutende Schwierigkeiten in den Weg legte. Diesem Gotte war der Donnerstag, der ja auch heute noch seinen Namen trägt, seit uralter Zeit heilig, und man befliß sich, ihn durch absolute Enthaltung von jeder Arbeit zu feiern. Nun wissen wir aber, daß auf deutschem Boden die Seelenhirten ihre Gemeinden noch in verhältnißmäßig später Zeit von der Heilighaltung dieses Tages unter Androhung der strengsten Kirchenstrafen abzumahnen gezwungen waren, und es ist sicherlich kein blos zufälliges Zusammentreffen, wenn einerseits die Kirche ein so bedeutendes Fest, wie es das der Himmelfahrt Christi ist, auf den Donnerstag verlegt, andererseits auch das Volk genau denselben Aberglauben, durch den es die strengste Enthaltung von aller Arbeit für den Tag Donar's begründen wollte, auf den Himmelfahrtstag überträgt.

Wir haben Eingangs unserer Erörterungen vier in der Natur selbst begründete Daten altheidnischer Sonnenfeste namhaft gemacht, und es erübrigt uns nun noch, das vierte derselben, das der Herbst-Tag- und Nachtgleiche, in den Kreis unserer Betrachtungen einzubeziehen. Ehedem wurden zu dieser Zeit dem Wodan Ernteopfer dargebracht, und Ueberreste dieser Festfeier sind in den weitverbreiteten volksthümlichen Erntebräuchen bis auf den heutigen Tag erhalten. Doch verbietet uns der Raum, auf diese näher einzugehen; für unseren Zweck aber ist

es bedeutungsvoll, auf das Kirchenfest hinzuweisen, das den Zeitpunkt dieser altheidnischen Wodansfeier für sich in Anspruch genommen hat. Es ist das der Festtag des heil. Erzengels Michael, der auch in so manchen anderen Beziehungen der Vertreter Wodan's geworden ist. Die christliche Legende bezeichnet ihn als einen Fürst der himmlischen Heerschaaren und einen streitbaren Bekämpfer des Teufels, und so wird es leicht erklärlich, daß das neubekehrte Volk in ihm seinen alten Gott der streitbaren Heldenseelen wiederzuerkennen glaubte. Auch wurde der kirchliche Festtag des heil. Michael auf deutschem Boden festgesetzt, und die bei dem Concil von Mainz (813) versammelten Bischöfe waren in dieser Bestimmung durch kein auf Leben oder Tod des Heiligen bezügliches Datum beschränkt: wenn sie ihn nun dessenungeachtet auf den der alten Wodansfeier gelegt haben, so darf man wohl voraussetzen, daß dabei dieselben Gründe maßgebend gewesen sein werden, die die Umwandlung so mancher alten Wodanstempel in eine Michaelskirche oder -capelle räthlich erscheinen ließen. In Schweden werden an diesem Festtage Michaelsfeuer angezündet, und dieser Brauch weist wieder bedeutsam auf die Feste an den übrigen Sonnendaten hin; wichtiger aber noch erscheint der an manchen Orten Deutschlands verbreitete Aberglaube, daß an ihm nicht auf dem Felde gearbeitet und kein Spinnrad bewegt werden darf: das erst giebt die nächste Beziehung zur Sonne, da eben auch an den anderen heidnischen Festen, die einen Tag feierten, an dem man das Sonnenrad zum Stillstand gekommen wähnte, das entsprechende Verbot zur Geltung kam.

Wenn wir nun am Schlusse dieser Abhandlung einen kurzen Rückblick auf deren Ergebnisse werfen, so lassen sich diese in folgende Sätze zusammenfassen. Die vier hervorstechenden Daten des Sonnenlaufes wurden von allen Völkern, deren Mythologie an Naturanschauungen anknüpft, heilig gehalten und mit einem Rituale festlich begangen, das die Beziehung auf die Verehrung der Sonne deutlich erkennen läßt. So treffen, um ein weiteres Beispiel hiefür anzuführen, nicht nur in der Heilighaltung der Zwölften um die Zeit der Wintersonnenwende altgermanischer Brauch und vedische Vorschriften zusammen, sondern Germanen und Indern gelten diese zwölf Nächte auch noch in völlig gleicher Weise als vorbedeutend für das kommende Jahr, so daß diese Uebereinstimmung keine zufällige, sondern eben nur eine aus der Gleichartigkeit der beiden Feste hervorgegangene sein kann. Die Beziehung dieser Festzeiten aufeinander und ihre wechselseitige Parallelität

läßt sich in unseren Gegenden noch aus der Aehnlichkeit der zu ihrer Feier in Uebung kommenden Volksbräuche und der abergläubischen Vorstellungen, die sich gerade an sie mit so großer Hartnäckigkeit angesetzt haben, mit großer Deutlichkeit erkennen: in den ersteren spielen uralte Sonnensymbole, Feuer und Rad, eine bedeutende Rolle, in den letzteren bricht überall die Grundanschauung durch, daß jedesmal, wenn die Sonne vermeintlich zum Stillstande kommt, der Einfluß überirdischer Mächte geheimnißvoll in das Menschenleben hineinrage und zu einem Ausblicke in die sonst verhüllte Zukunft berechtige. Die Kirche hat sich heidnischen Festen gegenüber ursprünglich ablehnend verhalten, sie hat auf die Tage ihrer Begehung Buß- und Fasttage gesetzt und die Theilnahme an den alten Gebräuchen unter Androhung harter Kirchenstrafen untersagt. Später jedoch hat die Erfolglosigkeit dieser Maßregeln und der Rath einflußreicher Kirchenlehrer das gerade entgegengesetzte Princip zum Durchbruche kommen lassen, indem man die Verbreitung und leichtere Aufnahme der neuen Lehre durch die Beibehaltung der mit dem Leben und den Anschauungen des Volkes durch Jahrhunderte alte Uebung verwachsenen Feste und Gebräuche zu befördern trachtete. Dieser Umschwung tritt schon darin hervor, daß Geburtsfeste als zu feiernde Tage bestimmt werden: einer der ältesten christlichen Schriftsteller setzt geradezu den Brauch der Kirche mit heidnischen Anschauungen in der Beziehung in Gegensatz, daß diesen zufolge die Geburtstage als Freudenfeste erscheinen, während jener die Todestage festlich begehe, die, da sie den Eingang in das wahre, in das ewige Leben bezeichneten, erst als eigentliche Geburtstage anzusehen seien; darum nannte man ja auch die Gedenktage der Heiligen, obwohl sie auf die betreffenden Sterbetage fielen, nichtsdestoweniger natalitia, d. h. Geburtsfeste. So treten schon aus diesem Grunde der Weihnachts- und der Johannistag in nahe Beziehung zu einander, die dadurch noch inniger gemacht wird, daß christliche Schriftsteller durch eine metaphorische Ausdrucksweise, das Volk aber durch Brauch und Aberglauben immer wieder auf das eigentlich zu Grunde liegende Sonnenfest hinweisen. Aber auch die Herbst- und Frühlingsäquinoctien hatten ihre heidnische Feier und mußten darum ein Kirchenfest auf ihr Datum übernehmen. Das Michaelsfest wird mit bewußter Absichtlichkeit auf den Tag des alten Ernteopfers verlegt, weil eben der Gott, dem das letztere gilt, im Volksglauben durch den streitbaren Erzengel ersetzt ist. Das Osterfest der christlichen Kirche nimmt aber nicht blos

Sinn und Zweck der gleichzeitigen heidnischen Feier, sondern auch bedeutsame Bräuche, die durch den Sonnencultus entsprechende Deutung erhalten, in sich auf.

So haben sich also Kirchenfeste an den durch uralte Feste geweihten Sonnendaten festgesetzt, etwa in der Weise, wie ein siegreicher General, um den Vergleich eines geistreichen Gelehrten neuerlich zu gebrauchen, auf dem den Feinden abgenommenen festen Platze seine Fahne aufsteckt und hier sein Hauptquartier zu nehmen pflegt.

Geistiges Leben in Oesterreich und Ungarn.

Der Flächeninhalt der österreichisch-ungarischen Monarchie nach Albrecht Penck. Wir haben jüngst an dieser Stelle (VIII. Bd., S. 175) Gelegenheit genommen, Penck's Ansichten über die Ziele der Erdkunde als besonders für Oesterreich und Ungarn beherzigenswerthe zu erläutern. Dieselben gipfeln darin, daß die geographischen Gesellschaften nicht blos die geographischen Kenntnisse von fernen Ländern zu fördern, sondern vor Allem die Aufmerksamkeit auf die Heimath zu lenken haben. Unter dem vorstehenden Titel hat Albrecht Penck, Professor der physikalischen Geographie an der Universität zu Wien, nunmehr der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eine Arbeit vorgelegt, welche als ein schlagendes Argument für die Berechtigung der aufgestellten Behauptung gelten darf, daß Oesterreich-Ungarns geographisches Operationsgebiet in erster Linie im Bereiche der Monarchie selbst liege. In der in Rede stehenden Abhandlung, welche in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften *) veröffentlicht worden ist, wird nämlich nachgewiesen, daß das Areal der österreichisch-ungarischen Monarchie noch nicht mit Genauigkeit festgestellt worden ist. 1869 wurde der Flächeninhalt der Monarchie zu 624.234 Quadratkilometer angegeben, die jüngste officielle Ziffer ist hingegen 622.309 Quadratkilometer. Diese entspricht aber nicht den Angaben, welche für die einzelnen Länder der ungarischen Krone auf Grund der Grundsteuerregulirung gemacht werden, da unter Zugrundelegung der letzteren das Areal der Monarchie zu 625.031·58 Quadratkilometer, also um 2722 Quadratkilometer größer erscheint. Letztere Ziffer kommt derjenigen nahe, welche Strelbitsky bei seiner bekannten Ausmessung Europas ermittelte, nämlich 625.623·4 Quadratkilometer.

Diese erheblichen Differenzen veranlaßten Albrecht Penck eine neue Arealbestimmung der Monarchie vorzunehmen. Als Grundlage diente die neue Specialkarte der Monarchie im Maßstabe 1 : 75.000. Da auf dieser Karte, welche eine Musterarbeit von Genauigkeit ist, ein Quadratkilometer

*) Mathem.-naturw. Classe. Bd. XCVIII., Abth. II.

als eine Fläche von 178 Quadratmillimeter erscheint und die Entwurfsart der Karte gestattet der Krümmung der Erdoberfläche völlig Rechnung zu tragen, so war hierdurch die Möglichkeit gegeben, mittelst derselben die Fläche der Monarchie auf Bruchtheile von Quadratkilometern auszumessen. Die Vermessung wurde in der Weise vorgenommen, daß alle auf einem Kartenblatte dargestellten Theile der Monarchie einzeln mittelst eines Amsler'schen Polarplanimeters ausgemessen wurden, welcher noch Flächen von 10 Quadrakmillimetern, entsprechend 0·056 Quadratkilometern zu bestimmen ermöglicht. Die gewonnenen Maße wurden aber nicht sofort in Quadratkilometer umgerechnet, sondern wurden in Procenten des ganzen Kartenblattes ausgedrückt. Auf diesem Wege fiel die Correction des Planimeters außer Betracht, und wurde der Einfluß der Papiercontraction thunlichst eliminirt. Die letztere erwies sich als ein sehr berücksichtigenswerther Factor, denn ihr zu Folge sind die Kartenblätter nicht Trapeze, wie sie nach der Entwurfsart sein sollten, sondern durchaus unregelmäßige Figuren.

Der erforderliche Arbeitsaufwand für diese Umrechnungsart war ein enormer, da auf den 400 Blättern der Specialkarte theilweise, besonders an der dalmatinischen Küste je bis über 100 Objecte zu messen waren. Das Ergebniß war, daß das Areal der Monarchie 625.556·77 Quadratkilometer, also um 3.247·12 Quadratkilometer mehr als die jüngste officielle Angabe von 622.309·65 Quadratkilometer betrage, eine Differenz, welche größer ist, als die Häfte des Kronlandes Schlesien. In die Einzelheiten des Messungsverfahrens kann hier nicht eingegangen werden, es genügt zu constatiren, daß durch dasselbe die einzelnen Kartenblätter auf $^1/_{5000}$ ihrer Fläche gemessen, auf $^1/_{100}$ derselben geschätzt wurden und daß es sich bei der vorstehenden Differenz um ein Areal von rund drei Blättern der Specialkarte handelt. Hiernach läßt sich nicht bezweifeln, daß die Monarchie um das Areal eines mittleren deutschen Kleinstaates, um ein Drittel der Fläche Kärntens größer ist, als bis jetzt officiell angegeben wurde.

Eine Bestätigung erhält die von Penck gewonnene Arealgröße durch das Ergebniß der bereits erwähnten Strelbitsky'schen Vermessung Europas, welche nur um 76·6 Quadratkilometer größer ist, und durch das Ergebniß der Grundsteuerregulirung, welches aber noch immer um 525·10 Quadratkilometer hinter der von Penck berechneten Arealgröße zurückbleibt.

Es mag noch erwähnt werden, daß nach der Penck'schen Messung alle Bestandtheile der Monarchie, mit Ausnahme des Königreiches Kroatien-Slavonien größer als bisher angenommen, sich erwiesen haben. Das Königreich Ungarn allein ist um 3052·02 Quadratkilometer größer als nach der officiellen Angabe, hingegen nur um 22·01 Quadratkilometer größer als nach der Grundsteuerregulirung. Bei den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern finden sich verhältnißmäßig weit geringere Unterschiede; dieselben erscheinen um 270·94 Quadratkilometer größer als nach den definitiven Ergebnissen der Grundsteuerregulirung. Die größten Differenzen weisen Dalmatien (+ 30·21 Quadratkilometer) und Nieder-Oesterreich (+ 30·38 Quadratkilometer) auf.

Diese höchst überraschenden Resultate in einer wissenschaftlich und praktisch gleich wichtigen Frage, welche die Ansichten Albrecht Penck's über die Pflege der vaterländischen Erdkunde in so beredter Weise illustriren, legen es uns nahe am Schlusse noch einmal auf die von Penck in dieser Richtung ausgegangenen Anregungen zurückzukommen.

Vor Allem läßt Penck den Staatsinstituten, welche die einzelnen Zweige der Landeskunde pflegen, vollste Gerechtigkeit widerfahren, rühmt die Kartenwerke der Monarchie, sowohl die geologischen und meterologischen Anstalten, aber er weist gleichzeitig nach, daß manche Zweige der Erdkunde bisher nicht die entsprechende staatliche Pflege fanden. Besonders möchten wir darauf aufmerksam machen, daß Penck den Mangel einer hydrographischen Commission hervorhebt. Die gewaltigen Wasseradern, welche das Land durchströmen, seien noch nicht genügend untersucht und böten ein noch fast unbekanntes Forschungsfeld. Wenn wir auch beifügen müssen, daß Oesterreich den Mangel einer hydrographischen Commission fast mit allen Culturstaaten theilt, so möchten wir die hier geschehene Anregung doch mit besonderem Nachdruck hervorheben, weil Oesterreich-Ungarn nicht zögern sollte, auf diesem Gebiete zu seinem eigenen Nutz und Frommen bahnbrechend, wie auf manchem anderen Gebiete der Erforschung der Landeskunde voranzugehen. Besonders hebt Penck auch die ersprießliche Thätigkeit der landeskundlichen Vereine in Ober- und Niederösterreich, in Salzburg und Tirol, in Kärnten und Steiermark, in Böhmen und Mähren hervor und bedauert, daß dasjenige, was für die einzelnen Kronländer längst als Nothwendigkeit erkannt worden ist, für das Reich nur geringe Beachtung gefunden habe und daß es an einem Organ mangle, welches in sachkundiger Weise die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Staatsinstituten und zwischen den landeskundlichen Vereinen aufrecht erhalte. Penck glaubt, daß von Neuschaffung einer solchen Centralstelle vielleicht Abstand genommen werden könne, da die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß die k. k. geographische Gesellschaft ihre Thätigkeit besonders diesen Aufgaben widmen würde.

M.

Herausgeber und Redacteur Dr. J. B. Meyer. Verantwortlich Franz Grünanger.
K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Wissenschaft.

Literatur und Kunst.

Landes- und Volkskunde in Schilderungen.

Untere Donauländer und Orient.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.